1,80 DM / Band 540
Schweiz Fr 1,90 / Österr. S 14,-

NEU

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark

Der Vampir, die Mörderin und ich

Frankreich F 8,00 / Italien L 1800 / Niederlande f 2,25 / Spanien P 150



Der Vampir, die Mörderin und ich

John Sinclair Nr. 540

von Jason Dark

erschienen am 08.11.1988

Titelbild von Allgaier

Sinclair Crew

Der Vampir, die Mörderin und ich

Die Frau kam von links und tauchte wie ein Gespenst im Lichtteppich der beiden Scheinwerfer auf.

Sie war unheimlich schnell. Schneller, als ich reagieren konnte. Mein Fuß rutschte aufs Bremspedal, nagelte es nach unten, da krachte es schon.

Ich sah einen hochfliegenden Körper, rotblonde Haare, ein Kleid in der fast gleichen Farbe, nur dunkler, Stiefel, von denen einer, als die Frau auf die Motorhaube krachte und sich dort drehte, gegen die Scheibe stieß und sie zerdrückte.

Vor meinen Augen verschwanden der Körper und die Scheibe in einer milchigen Suppe…

Durch das harte Bremsen war der Wagen etwas aus der Spur gekommen. Ich war ziemlich links gefahren und hatte mich in Bordsteinnähe befunden, über den der Rover jetzt hinweghüpfte, dabei bockte und endlich stand.

Die letzten drei Sekunden hatten mich Nerven und Schweiß gekostet. Über meinen Rücken lief eine kalte Bahn, aber ich dachte auch an die Frau, die ich erwischt hatte.

Zeugen hatte es nicht gegeben. Diese Parkgegend war ziemlich einsam, obwohl sie in London lag.

Ich dachte an die Frau und stieß den Wagenschlag auf.

Es hatte schlimm ausgesehen. Sie war aber auch erschienen, als hätte sie darauf gewartet, erwischt zu werden.

Selbstmorde kamen in London oft genug vor. Ich hoffte nur, keine dieser Kandidatinnen erwischt zu haben.

Der reglose Körper lag nicht direkt im Licht der Scheinwerfer. Etwas versetzt, am linken Rand, nahe der Parkmauer. Die Gegenkraft hatte das Mädchen so weit geschleudert.

Mein Herz klopfte schneller. Wenn sie so weit geworfen worden war, konnte Schlimmes passiert sein. Ich mußte mit allem rechnen.

Ihr Kleid, ein Einteiler im Fetzenlook, war bis zum Po hochgerutscht. Ebenso schwarz wie die Stiefel war auch der breite Gürtel, der das Kleidungsstück in Höhe der Taille hielt.

Vom Gesicht konnte ich nicht viel erkennen, da es teilweise durch die rotblonde Haarflut verdeckt wurde.

Irgendwie lag die Angefahrene malerisch auf den Gehsteigplatten. Fast schon zu schön.

Ich kniete mich neben sie. Für meine Umgebung hatte ich keinen Blick, mich durfte nur das Mädchen interessieren. Ich beugte mich vor – und bekam es knüppeldick.

Die Kleine verpaßte mir eine Kopfnuß.

Ein alter Trick. Ungeheuer wirksam, wenn man ihn beherrscht und der andere nicht darauf vorbereitet ist.

Sie kam mir entgegen, aber wie. Ich sah noch die Haare wirbeln, als sie aus der liegenden Haltung hochschnellte, dann knallte ihre Stirn irgendwo auf meinen Nasenrücken, und ich sah nur noch Sterne.

Die Angefahrene nutzte es aus, daß ich die Übersicht verloren hatte.

Sie gab es mir noch einmal. Diesmal mit der Handkante, die mich zwischen Schulterblatt und Hinterkopf traf. Ein Treffer, der bei mir die Lichter löschte.

Ich merkte nicht einmal, daß ich umfiel und mich die Frau auffing. Ihr knappes Lachen hörte ich auch nicht. Sie schleifte meinen leblosen Körper dorthin, wo er nicht so leicht entdeckt werden konnte. Direkt neben die Grenze des Parks, wo man unter den weit vorragenden Ästen stehen konnte.

Für die Dauer einiger Sekunden blieb die Rotblonde unbeweglich stehen, als würde sie darüber nachdenken, ob sie den Bewegungslosen töten sollte.

Schließlich hob sie die Schultern, drehte den Kopf, und ihr Blick blieb auf dem Rover haften.

Auf dieses Fahrzeug war es ihr angekommen. Sie lief hin und zertrümmerte die restlichen Scheibenstücke, die noch im Rahmen hingen. Es war nicht viel, doch sie wollte beim Fahren nicht behindert werden.

Dann stieg sie ein. Erst jetzt rollten zwei andere Fahrzeuge vorbei.

Deren Fahrer kümmerten sich nicht um den Rover, der von der Rotblonden auf die Fahrbahn gelenkt wurde.

Dort gab sie Gas.

Um ihre Lippen spielte ein Lächeln. Es war nicht freundlich, denn es verhieß etwas anderes.

Den Tod…

***

»Ich an Ihrer Stelle würde den Konsum von harten Sachen etwas einschränken«, sagte Suko, der am Fenster stand und hinaus in den großen parkähnlichen Garten schaute, wo nur wenige Laternen brannten. Sie standen so, daß sie die beiden Mietshäuser aus der Gründerzeit nur schwach anleuchteten, aber ihr Licht in die Nähe des Eingangs streuten.

»Warum?«

»Weil man als Betrunkener doch so gut wie keine Reaktion besitzt, Mister.« Suko drehte sich um, weil er das Gluckern gehört hatte, als der Whisky aus der Flasche in das Glas floß.

Gordon Tile starrte Suko an. »Haben Sie schon einmal Angst gehabt?« fragte er keuchend.

»Sicher.«

»Auch Todesangst?«

»Die ist mir ebenfalls nicht neu.«

Tile nahm einen Schluck. Er war ein dickleibiger Mann mit wenigen Haaren und einer schmalen Brille. Die Brille besaß ein modernes, dunkles Horngestell, das eigentlich nicht zu ihr paßte.

Das Hemd war durchgeschwitzt, die blaue Jeans saß eng, und Tiles Gesicht zeigte ein Muster aus Schweißtropfen.

Er bewegte die fleischigen Lippen, als er trank. Suko kam es vor, als wollte er den Alkohol essen. Tile stellte das halbleere Glas ab, nahm die Brille ab und wischte über sein Gesicht. Suko konnte die Augen jetzt besser erkennen. Sie waren grau und schauten ängstlich drein.

»Jeder reagiert eben anders, Inspektor.«

»Man sollte in Situationen wie diesen eben die Nerven behalten, Mr.

Tile.«
»Sie sind doch da!«
»Das stimmt.«
»Und Ihr Kollege wird hoffentlich auch gleich hier erscheinen. Oder etwa nicht?«
»Keine Sorge, John Sinclair ist pünktlich.«
Tile nickte. »Dann können wir den verdammten Killer ja fangen.«
Er trank wieder. »Ich bin gespannt, ob es sich bei ihm tatsächlich um einen Vampir handelt.«
»Abwarten.«
»Schade, daß er kein Phantom ist, eine Einbildung.« Tile schlug mit der flachen Hand auf die Couch. »Verdammt noch mal, hätte ich mich doch nicht dazu hinreißen lassen, den Film zu produzieren! Jetzt haben wir den Salat.«
»Noch leben Sie, Mr. Tile.«
»Klar, aber die anderen beiden sind tot. Meine Partner hat man gekillt. Einfach so. Und wie war das mit den Botschaften? Zettel klebten an den Toten. Die Rache des Vampirs.« Tile verzog das Gesicht und schüttelte sich. »Dabei war es nur ein Film, in den wir unser Geld gesteckt haben. Und jetzt passiert so etwas.«
»Die Botschaft war identisch mit dem Titel des Films, wenn ich mich nicht irre.«
»So ist es gewesen.«
»Was ist mit dem Team? Sind die inzwischen fertig?«
»Nein, Duke Lester, der Regisseur, muß noch einige Szenen nachdrehen. Er will es auch.«
»Wo werden die Szenen gedreht?«
»Nicht in London, nicht in den Studios. Alles außerhalb. An einem einsamen Flecken im Südosten. In der Nähe liegt auch ein altes Kloster, habe ich mir sagen lassen.«
»Sie waren nie dort?«
Tile schüttelte den Kopf. »Bewahre, Inspektor. Für so etwas habe ich keine Lust. Mich interessiert nur, was der Streifen bringt. Meine beiden Partner und ich hatten einen Riecher für gute Streifen. Geld haben wir mit Ninja-Filmen gemacht. Keiner wurde für das Kino produziert. Alles ging direkt auf Kassette. Sie glauben gar nicht, wie sich die Ansichten der Schauspieler gewandelt haben. Noch vor zwei, drei Jahren hätten sie keinen mittelmäßigen Star bekommen, der die Hauptrolle bei einer Video-Produktion übernommen hätte. Das ist jetzt anders. Die Leute reißen sich darum, nachdem sie bemerkt haben, daß das große Geld nicht mehr mit den Kinofilmen zu machen ist. Es sei denn, man heißt Spielberg, Lucas oder Carpenter. Video ist das Zauberwort.«
»Weshalb haben Sie sich gerade für einen Vampirstreifen

entschlossen, Mr. Tile?«

»Ganz einfach. Weil Blutsauger oder Vampire wieder in Mode gekommen sind. Die sind in der letzten Zeit regelrecht aus ihren Gräbern gekrochen.« Er lachte selbst über seinen Vergleich.

»Nun ja, wir werden sehen.«

Tile leerte sein Glas. »Hören sie, Inspektor, glauben Sie eigentlich an Vampire?«

»Ja.«

Tile mußte lachen. Es klang krächzend. »Ich meine, an die echten Vampire?«

»Daran glaube ich.«

»Haben Sie schon welche gesehen?«

»Auch das!«

»Und?«

»Nichts und. Wir haben sie erledigen können.«

Tile bekam große Augen und eine Gänsehaut. »Jetzt sagen Sie nur nicht, mit einem Pflock aus Eiche?«

»Auch das.«

Der Produzent stöhnte auf und fuhr mit zwei Fingern in die Lücke zwischen Kragen und Hals. »Das ist ja verrückt, der nackte Wahnsinn. Da komme ich nicht mit.«

»Denken Sie an die Toten.«

»Ja, klar. Nur sind die nicht von einem Vampir gebissen worden. Die hat man durch Wurfpfeile umgebracht. Dart-Pfeile – genau gezielt. Mitten in die Stirn. Das waren keine Vampire. Wie mir bekannt ist, beißen Vampire in die Halsschlagader oder so ähnlich, aber sie schießen keine Pfeile ab. Ich weiß nicht, was hier läuft.«

»Keine Sorge, wir werden Sie beschützen.«

Er nickte schwerfällig. »Das sagen Sie so einfach. Was ist, wenn der Killer plötzlich hier erscheint?«

»Werde ich mich um ihn kümmern.«

»Optimist.«

»Deswegen bin ich hier, Mr. Tile.«

Der Produzent schaute auf die Uhr. »Man hat mir zwei Leute zu meinem Schutz versprochen. Mich würde wirklich interessieren, wo Ihr Kollege bleibt?«

Suko nickte. »Das wundert mich auch. Normalerweise ist John Sinclair pünktlich.«

»Rufen Sie mal an. Vielleicht ist er eingeschlafen. Hier herumzuhängen ist auch nicht das Wahre.«

Suko schüttelte den Kopf. »Ich kenne John. Er wird sich bestimmt schon auf dem Weg befinden. Ich werde mal nachschauen.«

»Wo?«

»Unten an der Tür.«

»Sie wollen mich allein lassen?«

»Keine Sorge, ich bin in der Nähe. Sollte der Vampir oder der Killer erscheinen, brauchen Sie nur zu schreien. Dann bin ich innerhalb von Sekunden bei Ihnen.«

»Wenn es dann mal nicht zu spät ist!«

Suko winkte ab. »Hauptsache, Sie lassen die Fenster geschlossen. Soll ich Ihnen meine Schußwaffe überlassen?«

»Nein, nicht nötig. Ich kann mit den Dingern nicht umgehen. Ich würde nicht einmal einen Möbelwagen treffen, der zehn Schritte vor mir steht.«

»Sie müssen es wissen.« Suko ging bereits zur Tür.

»Kommen Sie so schnell zurück wie möglich.« Tile hielt schon wieder die Whiskyflasche in der Hand.

»Klar.« Kopfschüttelnd verließ Suko den Raum. Er konnte nicht begreifen, daß jemand so rasch zur Flasche griff.

Der Flur war sehr breit. Früher hatten in diesem kastenförmig gebauten Haus mehrere Mietparteien gewohnt, bis die drei Produzenten es gekauft und an dieser Stelle ihre Firma eingerichtet hatten. Trio-Film, nannten sie sich sinnigerweise.

Zwei waren tot, nur einer, Gordon Tile, lebte noch. Er hatte sich in seiner Angst an den Yard gewandt und um Schutz gebeten. Nachdem man sich seine Geschichte angehört hatte und ein Begriff wie Vampir gefallen war, hatte man Tile an Sir James Powell verwiesen, John Sinclairs und Sukos Chef. Aus Spanien zurückgekehrt, hatten sie sich sofort an die Arbeit gemacht, bisher noch keine Spuren gefunden.

Dabei waren die beiden Männer auf eine außergewöhnliche Art und Weise ermordet worden. Mit Dartpfeilen, die man ihnen in die Stirn geworfen hatte.

Zwar spielten zahlreiche Briten Dart, aber nur wenige brachten es bis zur absoluten Klasse. Der Killer mit den Pfeilen mußte so ein Klassemann sein.

Suko und John waren noch nicht dazu gekommen, die Meister dieses Spiels zu überprüfen, sie hatten ihre Bemühungen zunächst auf den Personenschutz verlegt.

Eine langweilige Sache, wie beide aus Erfahrung wußten. Doch es führte kein Weg daran vorbei.

Auf dem Weg nach unten glitten Sukos Blicke an den Wänden entlang. Die meisten Menschen behängten sie mit Gemälden oder Grafiken. In diesem Haus hingen die Hochglanzfotos von Stars, die in den Filmen der Produzenten mitgewirkt hatten. Es waren zahlreiche bekannte Gesichter darunter.

Als Suko die Haustür öffnete, wurde er vorsichtiger. Zudem trat er in den weichen Lichtschein, durch den zahlreiche Mücken tanzten. Über London lag ein Wetter zum Weglaufen.

Vor einigen Tagen noch war es zu kühl für die Jahreszeit gewesen, doch nun kam die Juniwärme zurück. Und mit ihr gleich die verfluchte Schwüle, die auch während der Dunkelheit kaum weichen wollte.

Unter den Bäumen hielt sie sich besonders gut. Es war auch ein Tummelplatz für Insekten.

Der zum Haus führende Weg verschwand in der Dunkelheit. Er führte zum Ende des Grundstücks, wo es von der Straße her auch eine Zufahrt gab. Suko war mit dem Taxi gekommen, weil John den Rover nehmen wollte. Er hatte noch etwas zu tun gehabt. Es ging da um den Abschlußbericht des Spanien-Falls und darum, daß der gefundene Schädel nicht mit dem des Nostradamus identisch gewesen war.

Der Inspektor schaute auf die Uhr. Allmählich machte auch er sich Sorgen. Es war nicht Johns Art, sich dermaßen zu verspäten.

Wenn so etwas geschah, rief er meist an, um eine Erklärung abzugeben. Das war an diesem späten Abend nicht passiert.

Noch eine Stunde bis Mitternacht!

Suko wollte noch fünfzehn Minuten drauflegen und dann bei seinem Freund anrufen.

Das Wetter gefiel ihm nicht. Die Luft drückte so sehr, daß er ins Schwitzen kam. Zudem rochen die Insekten die Ausdünstungen und suchten sich ihn als Ziel aus. Vor seinem Gesicht führten sie ihre oft wilden und abgezirkelten Tänze auf.

Bis auf das Zirpen der im Gras versteckten Grillen war es ruhig.

Das zweite Haus auf dem großen Grundstück war nur mehr zu ahnen. Hochwachsende Bäume bildeten zwischen den beiden Bauten eine Sichtgrenze. Durch die Zwischenräume im Laub schimmerte nur wenig Licht.

Von der Straße war ebenfalls nichts zu hören. Die dichte Bepflanzung schluckte den Schall.

Etwas Helles tanzte an der Parkgrenze durch die Dunkelheit und wurde von Blättern reflektiert.

Suko wußte Bescheid. Soeben mußte ein Fahrzeug von der Straße her auf das Grundstück abgebogen sein.

Er hatte sich nicht getäuscht. Schon bald vernahm er das Geräusch, als der Wagen heranrollte, in eine Kurve glitt, wieder herauskam und Suko das Scheinwerferpaar sah.

Es war ein Rover. Das erkannte der Inspektor an der Stellung der beiden Lampen.

Endlich, dachte er. Entspannt schritt er dem ankommenden Fahrzeug entgegen und wurde geblendet, weil John das Fernlicht eingeschaltet hatte.

Blödsinn, dachte Suko, ging etwas zur Seite und winkte mit beiden Händen ab.

Im selben Augenblick wurde der Rover schnell. Der Fahrer prügelte ihn nach vorn, der Wagen verwandelte sich in ein schattenhaftes, vorspringendes Raubtier, das angreifen wollte.

Plötzlich war er da.

Und so gelenkt, daß er genau auf Suko zuraste. Der Chinese versuchte es mit einem Sprung. Er kam weg, nur nicht so, wie er es sich vorgestellt hatte, denn auf dem feuchten Rasen rutschte er aus, als hätte ihm jemand das Bein weggeschlagen.

Er spürte noch den Aufprall, diesen verdammt harten Schlag, der dafür sorgte, daß er in die Höhe katapultiert wurde. Automatisch zog Suko seinen Körper zusammen.

John mußte verrückt geworden sein, dachte er noch, bevor er das hohe, dunkle vor sich sah und dagegen krachte.

Ein Baumstamm fing ihn auf. Suko war schwer angeschlagen und reagierte nicht so schnell wie sonst.

Die Schritte hörte er noch, als er sich wieder hochstemmte. Sie klangen dumpf, als würden weiche Tierpfoten über den dichten Rasenteppich schlagen.

Dann traf ihn der Hieb.

Damit hatte selbst Suko nicht gerechnet. Ein wuchtiger Schlag, blitzschnell und knochenhart geführt. Aus dem Schatten wischte etwas hervor und explodierte an Sukos Stirn.

Die Lichter wurden gelöscht. Für Suko war das Aus ebenso gekommen. Für John ebenfalls. Neben dem Baum und im dichten Gras blieb er regungslos liegen.

Die Rotblonde aber lachte leise. Sie schaute auf ihre Handkante und leckte über die Lippen. Der Blick ihrer Augen war wie grün geschliffenes Glas.

Sie hatte es geschafft!

Ein kaltes Lächeln glitt über ihre Lippen. Wenn sie zuschlug, dann konnte sie davon ausgehen, daß ihre Opfer für einige Zeit »schliefen«.

Bevor sie sich dem Haus zuwandte, löschte sie noch die Scheinwerfer. Dann schaute sie an der Fassade hoch.

Sie war dunkel. Nur im Hausflur brannte Licht. Ansonsten wirkten die Fenster wie viereckige in die Fassade geschnittene Löcher.

Die Rotblonde lächelte, als sie die Haustür aufstieß. Mit der anderen Hand tastete sie nach dem schwarzen Gürtel.

An der linken Seite steckten die Dart-Pfeile. Tödliche Waffen…

***

Gordon Tile verging zwar nicht gerade vor Angst, das drückende Gefühl aber blieb ebenso wie die Feuchtigkeit auf seinem Gesicht. Er wußte nicht, was noch auf ihn zukommen würde, und er schaffte es auch nicht, durch den Alkohol eine gewisse Ruhe zu finden.

Als der Inspektor das Zimmer verlassen hatte, stand auch er auf und ging hin und her.

Das leichte Schwanken störte ihn nicht. Bei diesem Wetter spielte bei vielen Leuten der Kreislauf leicht verrückt.

Er trat ans Fenster. Dunkel lag der Park vor ihm. Er bot zahlreiche Verstecke. Überall konnte der Mörder lauern und seine Killerpfeile auf ihn schleudern.

Allerdings mußte er dabei in seine Nähe gelangen. Aus einer größeren Entfernung war es nicht zu schaffen, und darauf hoffte Tile.

Wenn jemand das Haus betrat, würde er ihn hören.

Er ging ein paar Räume weiter, wo sich sein Bad befand. Dort spritzte er kaltes Wasser in das erhitzte Gesicht, trocknete sich und stellte fest, daß es ihm nicht besserging.

Der verdammte Whisky zeigte Wirkung.

Tile ging wieder zurück. Er hatte den Raum kaum betreten, als er ein Geräusch hörte, das ihm vertraut vorkam. Ein Wagen war dabei, auf das Haus zuzufahren.

Das mußte dieser John Sinclair sein – endlich.

Tile atmete auf. Er überlegte, ob er auf die andere Hausseite gehen sollte, entschied sich aber dagegen. Die beiden Beamten würden bald bei ihm erscheinen.

Er ging zurück in den großen Wohnraum, der ihm als Arbeitszimmer diente. Ein Innenarchitekt oder Raumgestalter hatte ihn eingerichtet. Die Regale an den Wänden bestanden aus wertvollen Hölzern. Sie waren rundum gebaut worden und umgaben auch die Tür.

Er ließ sich in den schweren Sessel fallen, streckte die Beine von sich und faltete die Hände über dem viel zu dicken Bauch. Irgendwie fühlte er sich besser.

Das änderte sich jedoch, als fünf Minuten vergangen und die beiden Beamten noch immer nicht bei ihm erschienen waren. Tile schreckte hoch, als hätte ihn ein plötzlicher Alptraum aus dem Schlaf gerissen. Irgendwas stimmte da nicht, war quer gelaufen.

Starr blieb er sitzen.

Sekunden verstrichen.

Er hörte nur seinen eigenen, schweren Atem. Ihm floß ein Schauer über den Rücken. Plötzlich kam ihm der Gedanke, in einer Falle zu sitzen. Weshalb er daran dachte, konnte er auch nicht sagen.

Vielleicht war es die vergangene Zeit, in der nichts passiert war.

Der Gang draußen war mit Teppichen belegt worden. Schritte hörte man nicht.

Gordon Tile wollte aufstehen, als er sah, wie sich die Türklinke bewegte.

Suko oder Sinclair hätten die Tür aufgestoßen und wären normal in das Zimmer gekommen. Jetzt war es anders. Jemand preßte die Klinke

sehr langsam nach unten, als wollte er auf keinen Fall gehört werden.

Tile faßte sich ein Herz. »Verdammt, wer sind Sie? Kommen Sie doch endlich rein!«

Da wurde die Tür nach innen gerammt. Einen Moment später stand die Rotblonde im Zimmer!

Gordon Tile wollte es nicht glauben. Vor Staunen bekam er tellergroße Augen.

»Guten Abend«, sagte die Besucherin.

»S… Sie …?« keuchte der Produzent.

»Ja, ich bin es!«

»Und… und was wollen Sie hier?«

Die Frau gab keine akustische Antwort, sondern eine, mit der Tile nie gerechnet hätte. Mit der rechten Hand tastete sie nach ihrem Gürtel und holte dort einen bestimmten Gegenstand hervor, den sie zwischen Daumen und Zeigefinger hielt.

Es war ein Dart-Pfeil, die Killerwaffe!

Tile hatte nur Augen für den verdammten Pfeil. Er gehörte zu den besonderen Wurfgeschossen, mit denen Meisterschaften entschieden wurden. Der Pfeil bestand aus schwarz lackiertem Metall. Aus seinem eingezackten Ende schaute eine Stabilisierungsflosse aus Kunststoff hervor. Die Spitze glänzte matt.

Die Frau drehte den Pfeil, als wollte sie jetzt schon das genaue Ziel für den Wurf austaxieren. Ihr Lächeln war kühl und gleichzeitig grausam. Tile wurde klar, daß er von dieser Person keine Gnade zu erwarten hatte.

Ausgerechnet sie war die Killerin. Er kannte die Frau, doch damit hätte er nie gerechnet.

»Warum?« ächzte er, »warum nur?« Tile saß bewegungslos im Sessel, die Arme auf die Lehnen gelegt, die schweißfeuchten Hände umkrallten den weichen Stoff.

»Du hast etwas geweckt, das eigentlich noch hätte schlafen sollen. Manchmal gibt es Dinge, von denen man die Finger lassen sollte, Tile. Du und deine Freunde waren zu gierig. Ihr hättet weiter bei den Ninja-Filmen bleiben sollen. Vampire sind eine Nummer zu groß für euch.«

»Aber es gibt doch keine Vampire!« schrie der Produzent und konnte bei den Worten auf den Speichel schauen, der als dünne Tropfenwolke vor seinen Lippen sprühte.

»Das sagen viele«, erklärte die Rotblonde und lächelte überheblich. »Einige von ihnen haben es mit dem Leben bezahlen müssen. Auch du wirst daran glauben, Tile.«

»Was habe ich Ihnen denn getan?«

»Mir nicht, meinem Freund. Sei froh, daß ich gekommen bin. Er hätte dich zum Blutsauger gemacht.« Sie lachte hart und hob den

rechten Arm an, wobei sie ihn gleichzeitig noch zurückdrückte.

Tile streckte ihr den Arm entgegen. »Warte noch einen Moment – bitte. Ich gebe dir Geld, ich kann dir sofort Fünfzigtausend in die Hand drücken. Auf der Stelle, wirklich.«

»Was ist schon Geld?«

»Moment, ich hole es!« Tile wollte sich aus dem Sessel stemmen, zuckte aber zurück, als er den scharfen Befehl der Frau vernahm.

»Bleib sitzen, verdammt!«

Er preßte sich wieder gegen die Lehne, wollte es trotzdem noch einmal versuchen, als die Rotblonde warf.

Aus ihrer Hand löste sich der Pfeil. Er war schwer, genau ausgewuchtet, und er raste wie ein Geschoß auf Tue zu.

Er sah für einen winzigen Augenblick etwas Schwarzes vor sich, dann bekam er den Schlag.

Tue röchelte auf. Die Wucht des Einschlags trieb ihn wieder zurück. Er scharrte noch mit den Füßen über den Boden, dann sank er zusammen und blieb bewegungslos wie eine Puppe in dem breiten Sessel hocken.

Die Rotblonde nickte zufrieden. Sie ging auf den Toten zu und schaute sich die getroffene Stelle an. Ein kleiner Tropfen Blut quoll aus der Wunde, mehr nicht.

Sie nickte und holte einen Zettel aus der Tasche. Er war schon beschrieben. Ihn heftete sie an die Brust des Mannes, hob die Schultern und drehte sich um.

Zufrieden und irgendwie lässig wirkend verließ sie den Raum.

Das war der Tote Nummer drei.

Ihre Arbeit war getan.

Um die anderen sollte sich der Vampir kümmern. Sie verließ das Haus und schaute dorthin, wo der Chinese liegen mußte.

Er hatte seine Haltung nicht verändert. Ihr Schlag war genau wie immer.

Sie drehte sich ab, um in den Wagen zu steigen. Da stieß sie einen Schrei aus, denn Sukos Hand umklammerte ihren rechten Knöchel wie eine Faust aus Eisen…

***

Etwas Feuchtes klatschte in und glitt dann seidenweich über mein Gesicht. Ich wollte zunächst nicht reagieren, doch der andere, der mir den Lappen gegen die Wangen schlug, hörte einfach nicht auf.

Zudem vernahm ich ungewöhnliche Laute. Ein leises Heulen oder Jaulen, das meine Ohren malträtierte.

»Laßt mich doch schlafen, verdammt«, murmelte ich, aber das Feuchte, Weiche blieb und ebenfalls die hohen Töne.

Ich öffnete die Augen.

Nicht sehr schnell, nein, ich hatte eher den Eindruck, als wären sie verklebt durch irgendwelche Leimtropfen, die sich beim Öffnen in die Länge zogen.

Dann fuhr dieser Lappen noch über meine Augen, als wollte er sie wieder schließen.

Es war kein Lappen, sondern eine Zunge, die leckte und dabei von warmen Atemzügen begleitet wurde. Zu der Zunge gehörte ein Maul, zum Maul ein Kopf, ebenso zwei Augen, auch eine Nase und natürlich der übrige Hundekörper, obwohl ich mich zunächst nur für den Kopf interessierte.

Der Hund gehörte zu der größeren Sorte. Er mußte ein Schäferhund sein, ein Rassetier. Als er bemerkte, daß ich erwacht war, hockte er sich neben mich und behielt mich im Blick.

Ich verzog das Gesicht, hob einen Arm und suchte nach meinem Kopf, wobei ich den Eindruck bekam, als wäre er überhaupt nicht vorhanden. Daß ich ihn trotzdem fand, glich schon einem kleinen Wunder.

Irgend etwas schmerzte immer. Es war egal, welche Stelle ich berührte, der Druck hatte sich überall ausgebreitet, und ich versuchte, mich zu erinnern. Es fiel mir sehr schnell ein.

Wieder sah ich die verdammte Szene vor mir. Die Rotblonde, die gegen meinen Wagen gelaufen und über die Motorhaube geschleudert worden war.

Dann ihr Bein und den Stiefel, mit dem sie die Scheibe zertreten hatte.

Das war kein Unfall gewesen. Nein, das hatte sie sehr geschickt gemacht.

Mist auch…

Ich setzte mich hin. Durch die Bewegung begann es im Hinterkopf zu tuckern.

Der Körper des Tieres spannte sich. Ich hörte sein Knurren, wahrscheinlich eine an mich gerichtete Warnung. »Schon gut«, flüsterte ich, »du bist ein braves Tier. Du willst doch einem alten Mann nichts tun – oder?«

Er konnte mir keine Antwort geben, aber ich hörte statt dessen einen Pfiff. Herrchen wollte was von ihm. Der Hund horchte auf, legte die Ohren an. Der Pfiff wiederholte sich, aber das Tier rührte sich nicht von der Stelle.

Dann rief ein Mann seinen Namen. »Rocky, komm her! Komm zu mir. Na, wird's bald?«

Rocky kam nicht. Dafür gab er eine »Erklärung« ab, wie es Hunde nun mal taten.

Er bellte einige Male, damit sein Herr Bescheid wußte.

Ich blieb hocken und hörte schon sehr bald Schritte, die sich mir

näherten. Dann tauchte eine Gestalt auf. Wenn ich nach rechts schaute, sah ich die dunklen Hosenbeine.

Der Mann beugte sich nach unten und schaufelte einige störende Zweige zur Seite, so daß er mich sehen konnte. Ich hockte da wie ein armer Sünder, bewacht von einem Schäferhund.

Herrchen war schon älter. Hinter den Augen einer Brille blinzelte er mir zu.

»Was machen Sie denn hier, Mister?«

»Das sehen Sie doch. Ich ruhe mich aus.«

»Auf den Arm nehmen kann ich mich selbst. Los, raus mit der Sprache! Was ist los? Sind Sie betrunken?«

»Nein. Riechen Sie etwas?«

Er ließ seinen Blick über meine Gestalt wandern. »Wie ein Penner sehen Sie auch nicht aus?«

»Seit wann sind Polizisten Penner?« fragte ich.

Seine Augen weiteten sich hinter den Gläsern. »Wollen Sie damit andeuten, daß Sie Polizist sind?«

»So ist es.«

Er fing an zu lachen. »Das glaube ich Ihnen nicht.«

»Darf ich Ihnen meinen Ausweis zeigen?«

»Ja, aber vorsichtig, sonst wird Rocky zum Tiger.«

»Darauf kann ich verzichten.« Der Mann bekam den Ausweis gereicht, schaute ihn sich an und gab ihn mir dann zurück. »Tatsächlich, ein Polizist. Wie kommen Sie hierher?«

»Das ist eine lange Geschichte. Manchmal haben auch Polizisten Pech. Ich bin reingelegt worden.«

»Überfall?«

»Genau.« Ich streckte den rechten Arm aus. »Helfen Sie mir mal hoch!«

Er tat es zu schwungvoll. Ich stand auf den Beinen und hatte Mühe mit dem Gleichgewicht. »Kinder«, flüsterte ich und legte den Kopf zurück. »Manchmal muß man leiden.« Dann verließ ich die Deckung der Büsche, blieb auf dem Gehsteig stehen und schaute mich achselzuckend um.

»Was haben Sie denn, Mister?«

»Mir fehlt mein Wagen, das ist alles.«

»Tatsächlich?«

»Ich lüge Sie schon nicht an, keine Sorge, aber er ist wirklich verschwunden.« Ich wechselte das Thema. »Wohnen Sie weit von hier entfernt?«

»Nein, am Ende des Parks.«

»Kann ich bei Ihnen mal telefonieren?«

»Sicher.«

»Okay, kommen Sie. Ich habe es eilig.«

Das war zwar der Fall, doch die schnellen Schritte nahm mir mein Schädel übel. Bei jedem zu harten Aufsetzen spürte ich die Stiche im Kopf. Um nicht unhöflich zu wirken, verbiß ich mir so manchen Fluch und trottete neben dem Mann her. An der linken Seite begleitete mich der Schäferhund.

»Ich gehe nur mit meinem Hund spazieren«, erklärte mir der Mann. »Die Zeiten sind einfach zu unsicher geworden. Man traut sich allein kaum noch auf die Straße. Sie, Mister, sind dafür schließlich das beste Beispiel.«

»Klar.« Ich ließ ihn reden, und er war froh, daß er sich den Frust von der Seele sprechen konnte.

Meine Gedanken bewegten sich in ganz andere Richtungen. Wo befand sich der Wagen, wer war die Rotblonde? Ich ging davon aus, daß sie den Rover mitgenommen hatte, fragte mich, wofür sie den fahrbaren Untersatz genau brauchte.

Der Mann mit dem Hund wohnte in einer Mietwohnung eines zweistöckigen Hauses. Er öffnete mir die Tür. Ich sah den Apparat in der kleinen Diele. Zum Glück hatte ich mir die Nummer von Gordon Tile notiert. Ich tippte sie ein, hörte, wie es durchläutete, nur nahm bei ihm niemand ab. Weder er noch Suko.

Das steigerte meine Unruhe. Ich mußte so rasch wie möglich hin, um nachzuschauen.

»Können Sie mir Ihren Wagen leihen?« wandte ich mich an den Hundebesitzer.

»Tut mir leid, ich habe keinen.«

Auch das noch. Ich lächelte gequält, nickte ihm zu und telefonierte nach einem Taxi.

»Wollen Sie jetzt noch weg?« fragte er.

»Ja, ich bin im Dienst.«

»Aber man hat sie doch niedergeschlagen?«

»Trotzdem.« Ich hatte in der Zwischenzeit gewählt. In der Zentrale versprach man mir, den Wagen so schnell wie möglich vorbeizuschicken.

»Wollen Sie noch eine Tablette?«

»Das wäre nett – ja.«

Der freundliche Zeitgenosse gab mir gleich zwei. Er brachte auch ein Glas Wasser dazu. »Die helfen gegen Kopfschmerzen«, erklärte er. »Ich nehme sie auch.«

»Danke.«

Ich schluckte die beiden Pillen, leerte auch das Glas und ging vor die Tür. Nicht einmal eine Minute brauchte ich zu warten, bis das Fahrzeug erschien.

Ich bedankte mich bei meinem Helfer und hörte noch, wie er mir alles Gute wünschte.

Dann rauschten wir ab. Ich konnte den Fahrer dazu überreden, schneller zu fahren. Er tat es erst, als er meinen Ausweis gesehen hatte. Dennoch wurde ich das Gefühl nicht los, viel zu spät zu kommen…

***

In der Reklame wirbt man hin und wieder mit Kerlen wie aus Stahl.

Mit harten Männern, die nichts so leicht umhaute. Dazu gehörte Suko zwar nicht, aber er zählte zu den Typen, die mehr einstecken konnten als ein Normalbürger.

Das hatte die Rotblonde nicht gewußt. Sie rechnete damit, den Mann für zwei Stunden, flachgelegt zu haben. Deshalb war sie so überrascht, als sie plötzlich Sukos Hand an ihrem Knöchel spürte und durch den heftigen Ruck von den Beinen gerissen wurde.

Mit ausgestreckten Armen fiel sie ins Gras, konnte den Aufprall dort noch abfedern und wollte sich sofort herumwerfen, doch Suko hielt eisern fest.

So blieb sie auf dem Boden, auch wenn es ihr gelang, sich auf den Rücken zu wälzen.

Natürlich war Suko noch nicht richtig auf der Höhe. Er warf sich trotzdem vor, war allerdings zu langsam und bekam mit, wie hart und schnell die Frau reagierte.

Ein Bein hatte sie frei. Das stieß sie vor und erwischte Suko mit dem Stiefel an der Brust.

Der Inspektor spürte einen bösen Schmerz. Plötzlich wurde ihm die Luft knapp. Die Rotblonde richtete sich auf und schlug blitzschnell mit der Handkante zu.

Zweimal wurde Suko erwischt, wobei ihn der zweite Treffer nur mehr streifte. Er lockerte den Griff, und durch einen zusätzlichen Tritt gelang es der Frau, sich zu befreien.

Sofort rollte sie sich herum und schnellte, wie vom Katapult abgefeuert hoch.

Breitbeinig stand sie da, wartete noch so lange, bis Suko hochkam, dann sprang sie ihn an.

Wer sich so aus dem Stand in die Höhe wuchten und noch in derselben Sekunde sein angewinkeltes Bein vorschnellen lassen konnte, mußte Kampfsport treiben.

Das war bei ihr der Fall.

Der Fuß sauste vor. Suko sah ihn plötzlich übergroß. Er wollte ausweichen, das schaffte er nicht mehr. Die Sohle ratschte an seinem Ohr entlang. Er selbst kippte zurück und prallte mit dem Rücken gegen den Baumstamm. Schmerzen umfingen ihn.

Sie kam wieder.

Ein Schrei drang aus ihrem Mund. Vor Sukos Augen verwandelte sie

sich in eine kämpfende Furie. Ihre blondroten Haare wehten wie eine Fahne. Dann hämmerte sie von zwei Seiten zu.

Blitzschnell riß der Inspektor die Arme zur Abwehr hoch. Seine Handkanten prallten gegen ihre Unterarme. Für einen winzigen Moment sah es so aus, als wären beide Körper direkt am Baumstamm ineinander verkeilt, dann geriet Suko durch einen blitzschnell angesetzten und gut gezielten Fußtritt in den Vorteil.

Die Rotblonde sackte zusammen. Es sah so aus, als würde sie fallen, aber sie verwandelte die Bewegung in eine Luftrolle rückwärts, stand wieder und griff dabei an die rechte Seite ihres schwarzen Ledergürtels.

Suko hatte erfahren, wie die beiden Männer zu Tode gekommen waren. Als er das Blitzen der Pfeilspitze beim Zurücknehmen des Arms sah, wußte er, daß die Frau ausgeholt hatte, um ihn auf die gleiche Art und Weise zu töten.

Die Dart-Pfeile kamen schnell und waren unheimlich gut gezielt, wahre Meisterwürfe.

Suko ließ sich fallen.

Sie schickte den Pfeil auf die Reise. Er war nicht genau auf die Stirn gezielt, das Gesicht bot eine größere Fläche.

Diesmal war es Suko, der einen Schrei nicht unterdrücken konnte.

Etwas Scharfes riß an der rechten Seite und genau in Augenhöhe seine Haut auf.

Blut strömte aus der Wunde und durch Sukos wilde Bewegung noch in das Auge hinein, so daß er auf dem rechten »blind« wurde.

Er sank zu Boden, zog die Beretta und sah nur noch einen sich im Zickzack bewegenden Schatten, als die Frau die Flucht ergriff.

Suko schoß nicht. Er hatte so viel mit sich selbst zu tun, daß er nicht einmal an seinen Stab dachte, mit dem er die Zeit hätte anhalten und die Frau stoppen können.

Seine rechte Gesichtshälfte bestand nur noch aus Schmerzen, und auch weiterhin rann das Blut aus der Wunde in sein Auge. Wie ein Schwerverletzter kroch er durch das Gras, hörte noch, wie der Motor des Rover ansprang.

Dann wendete die Frau; sie rollte über den Rasen und gelangte wieder auf den normalen Weg.

Sie floh, ohne daß der Inspektor etwas dagegen hätte unternehmen können. Er kam mühsam auf die Beine, drehte sich und starrte gegen den Baumstamm.

Dort steckte der Pfeil!

Die Frau hatte ihn dermaßen hart geschleudert, daß er bis zur Hälfte im Stamm steckte.

Suko schauderte noch nachträglich zusammen, als er das sah.

Dieser Pfeil wäre auch durch seinen Kopf gegangen.

Suko holte ein Taschentuch hervor, drückte es gegen die Wunde, als ihm siedendheiß einfiel, daß die Killerin bestimmt nicht ohne Grund erschienen war.

Sie hatte ihn niedergeschlagen. Er wußte nicht genau, wie lange er bewußtlos gewesen war, eines aber stand fest.

Um einen Mord zu begehen, dafür hatte die Zeitspanne immer ausgereicht. Plötzlich klopfte sein Herz schneller. Es war die Angst um Gordon Tile, die ihn so rasch handeln ließ.

Er hetzte auf das Haus zu und sah, daß die Tür nicht geschlossen war. Seine Befürchtungen verschlimmerten sich und wurden bestätigt, als er das Zimmer betrat.

Gordon Tile hockte in seinem Sessel, als würde er schlafen. Nur etwas störte.

Der Pfeil zwischen seinen Augen sowie die beiden kleinen Blutstropfen, die unterhalb der Spitze auf der Haut zu kleben schienen.

Um sicherzugehen, tastete Suko nach dem Pulsschlag.

Es war nichts zu spüren.

Jetzt erst dachte er an sich. Wo das Bad war, wußte er. Er betrat es, schaltete das Licht ein, das mit seiner grellen Fülle blendete. Suko stellte sich vor den Spiegel, schaute hinein, sah sein Gesicht und nahm das Taschentuch von der rechten Seite her.

Der Inspektor erschrak zutiefst, als er die Wunde entdeckte. Von der äußeren Brauenspitze zog sie sich über die Stirn. Sie war verdammt tief und würde auch noch weiterbluten.

Ein wenig mehr nach links, dann hätte Suko ein Auge verloren.

Die Wut auf die gnadenlose Person stieg in ihm hoch. Er öffnete einen schmalen Schrank und suchte nach Verbandszeug.

Pflaster und Mull hatte er schnell gefunden. Er schnitt es sich zurecht und klebte es auf die Wunde. Suko hoffte, daß er mit einem Pflaster auskommen würde. Mit einem Turban wollte er nicht unbedingt umherlaufen.

Die Wunde klopfte. Wenn die Pfeilspitzen vergiftet gewesen wären… er wagte nicht, daran zu denken. Dafür horchte er auf, weil er das Geräusch eines anfahrenden Wagens vernommen hatte.

Wer kam?

Natürlich John, und Suko lief ihm entgegen.

Daß John mit einem Taxi erschienen war, verstand er nicht. Der Fahrer wendete und dampfte ab.

Langsam trat der Geisterjäger in den Lichtschein der Tür. Suko mußte grinsen, als er Johns Gesicht sah.

»Wie siehst du denn aus?« fragte ich.

»Etwas lädiert. Mein Kopf war einem dieser Dart-Pfeile im Wege. Das wäre fast ins Auge gegangen, aber im wahrsten Sinne des Wortes. Ich

habe unheimliches Glück gehabt.«
»Das wird wohl so sein. Und sonst?«
»Gordon Tile ist tot!«
Ich versteifte, als ich die Nachricht hörte. »Und du hast nichts machen können?«
»Nein, sie hat mich außer Gefecht gesetzt.«
»Wer *sie*? Etwa die Rotblonde?«
Suko nickte.
Ich mußte lachen, nur klang es nicht fröhlich. »Dieses verdammte Teufelsweib hat uns beide reingelegt.«
»Deshalb ist sie auch mit dem Rover gekommen. Ich dachte, daß du es wärst, der hier…«
»Irrtum, Alter.«
»Und jetzt?«
»Schau' ich mir den Toten an.«
Wenig später stand ich vor der Leiche. Mir rann ein zweifacher Schauer über den Rücken. Zum einen wegen des Anblicks, dann dachte ich auch daran, daß ich wehrlos vor dieser Person gelegen hatte. Sie hätte mich leicht umbringen können.
Ich starrte auf den Zettel. Halblaut las ich den Text vor. »Die Rache des Vampirs.«
»Eine Blutsaugerin war sie aber nicht«, sagte Suko. Er hatte sich hingesetzt und hielt einen Finger gegen sein Pflaster gepreßt. Es zeigte an den Seiten rote Flecken. Dort war das Blut durchgekommen.
»Da hast du recht.«
»Was hat sie dann mit einem Vampir zu tun?«
»Das müssen wir herausfinden.«
»Vielleicht mag sie Geschöpfe der Nacht.«
»Und tötet deshalb?«
»Es geht um den Film, John. Die Rache des Vampirs ist genau der Titel des Streifens. Er wird noch zu Ende gedreht, wie mir Tile sagte. Sie filmen in einer einsamen Landschaft im Südosten.«
»Das müßte ja herauszufinden sein.«
»Sicher. Wann sollen wir fahren?«
»Nicht mehr in dieser Nacht.« Ich schaute Suko an. »Bist du überhaupt in der Lage, mitzukommen?«
»Wieso? Wegen des Kratzers?«
»So ungefähr.«
Er winkte ab. »Keine Sorge, das schaffe ich schon. Ich freue mich auf die Rotblonde.«
Ich deutete auf den Pfeil. »Das ist eine zweite Spur. Wer kann so gut und zielsicher werfen?«
»Da gibt es nur wenige. Hast du denn die Liste?«
»Klar. Ich habe die Namen der sechs besten Werfer herausgefunden.

Aber«, ich setzte mich nieder. »Bevor wir uns unnötige Arbeit machen, werden wir uns mit dem Dachverband in Verbindung setzen. Die guten Darts-Spieler sind organisiert. Die Zentrale befindet sich in London. Ich werde morgen früh sofort dort anrufen.«

»Die Idee ist gut.«

»Und wie«, grinste ich. Das Telefon stand nicht weit entfernt.

Während Suko im Bad verschwand, um sich ein neues Pflaster anzulegen, rief ich die Kollegen der Mordkommission an, die wieder einmal sauer waren, als sie mich hörten.

»Wo Sinclair ist, sind die Leichen nicht weit«, mußte ich mir den bissigen Kommentar anhören.

»So ist das nun mal.«

Ich legte auf und schaute mich in dem großen Raum um. Das Zimmer hatte eine abstoßende, kalte Atmosphäre bekommen. Ich mochte sie nicht, sie war mir irgendwie zuwider.

Die Tabletten hatten gewirkt. Der Schmerz war verschwunden.

Nur noch ein dumpfes Tuckern spürte ich hinter der Stirn. Suko kam mit einem frischen Pflaster im Gesicht zurück. Neben einem hochlehnigen Stuhl blieb er stehen. »Mich würde nur interessieren, was man beim Yard zum Verlust des Rover sagt?«

»Vielleicht finden wir ihn noch.«

»Das kann allerdings sein.«

Ich will es vorwegnehmen. Der Wagen wurde noch in der gleichen Nacht gefunden. Die Fahrerin hatte ihn nahe einer U-Bahn-Station verkehrswidrig abgestellt.

Das aber waren nicht unsere Sorgen. Wir fragten uns, was die rotblonde Killerin mit einem Vampir verband.

Oder war alles nur Bluff?

***

Die Schatten waren so lang wie die Säulen des breiten Ganges unter der Erde, zu dem eine breite Steintreppe führte, so daß der Gang praktisch die Verlängerung der Treppe bildete.

Sechs Säulen trugen die Rundbogendecke, die aus zahlreichen kleinen Steinen in einer fast künstlerisch anmutenden Akribie zusammengesetzt worden war.

Hierher verirrte sich kaum jemand, denn wer dachte schon an das vergessene und halb zerstörte Kloster unter der Erde?

Und doch gab es jemand, der hier seine Heimat gefunden hatte!

Sehr lange lag es schon zurück, an Zeiten konnte sich der Bewohner selbst nicht mehr erinnern, aber er hatte sich diese Stätte als Heimat ausgesucht und die lange Zeit dort verbracht.

Horatio Rubicus, der Mönch!

Man hatte ihn vergessen. Er gehörte zur Legende, Geschichte, zu

einer sehr blutigen Vergangenheit. Daß es ihn gab, das bezweifelte jeder. Aber er war vorhanden.

Seit einiger Zeit nicht mehr allein.

Das Monster und die Schöne!

So hätte man seine Verbindung zu Rena Peel bezeichnen können.

Das rotblonde Mädchen war fasziniert von ihm gewesen, als es ihn zum erstenmal traf. Der Mönch hatte es angeschaut. Seine Gier war in ihm erwacht. Die Sucht nach dem frischen Blut, doch dann hatte er sich zusammengerissen. Blut genug würde er schon bekommen, aber Hilfe zu kriegen, das war sein Problem. Und so hatte er Rena dazu überreden können, bei ihm zu bleiben. Und sie – beeindruckt von der unheimlichen Gestalt, war ihm gefolgt in die dunklen Gewölbe des längst vergessenen Klosters, wo er sie hielt wie eine Gefangene.

Sie ließ es sich gefallen, denn sie wußte, daß sie ihr Blut an ihn verlieren würde, wenn sie nicht genau tat, was er von ihr verlangte.

Er hatte sie in die Stadt geschickt, damit sie für ihn tötete. Rena Peel war gehorsam gewesen.

Nach der dritten Tat war sie wieder zurückgekehrt in das Gewölbe. Sie stand breitbeinig auf einem im Gang stehenden Stein, die Arme in die Höhe gereckt, die Handgelenke in eisernen Reifen, die wiederum mit zwei Ketten verbunden waren. Die Ketten hingen unter der Decke, in Haken, die wiederum fest mit dem Gestein verbunden waren.

Unmöglich für Rena, sich aus eigener Kraft aus dieser verfluchten Lage zu befreien.

Das wollte sie auch nicht. Es reichte ihr, wenn diese außergewöhnliche Person zu ihr hielt. Sie mochte Horatio Rubicus, den verfluchten Mönch mit dem bleichen Gesicht und den langen, spitzen Vampirzähnen, die er ihr schon drohend gezeigt hatte.

Noch jetzt erinnerte sie sich mit Schaudern daran, wie er sie zum erstenmal »geküßt« hatte.

Es war kein normaler Kuß gewesen. Er hatte nur mehr seine Zahnspitzen über die straff gespannte Haut ihres Halses gleiten lassen. Eine Art von Liebkosung, wie sie Rena Peel noch nie zuvor erlebt hatte.

Ein Wahnsinn…

Sie hatte dabei seinen fauligen Modergeruch eingeatmet, vermischt mit dem eines alten Blutes.

Moder, Spinnen, Staub und eine uralte Vergangenheit, das gehörte zu diesen Mauern, in die sie auch jetzt wieder zurückgekehrt war. Sie hatte sich auf den Stein gestellt und war von Horatio angekettet worden. Nun wartete sie.

Zeit verging.

Sie wußte nicht, wie spät es war. Hier unten befand sie sich in einer ewigen Dunkelheit, die auch der Vampir so liebte. Er hatte ihr

versprochen, sie nicht mehr anzuketten, wenn die dritte Tat vorbei war. Das hatte er nicht eingehalten.

Nun wartete sie auf sein Kommen.

Er ließ sich Zeit, Rena, die den Kopf zurückgelegt hatte, lauschte.

Sie hörte Geräusche, die jedoch nicht von dem verfluchten Vampir-Mönch stammten. Es waren die Ratten und Mäuse, die in der Nähe umherliefen und mit ihren Pfoten über das Mauerwerk kratzten oder auf dem Boden trippelten, als wollten sie ihn aufreißen.

Manchmal, wenn die Ratten besonders forsch waren, dann sprangen sie auf den Steinblock, wo Rena stand. Da suchten sie nach Beute und schreckten nicht davor zurück, einen Menschen anzufallen.

Rena hatte stets nach ihnen treten müssen, um sie fortzuschleudern. Bisher war es den Tieren noch nicht gelungen, zuzubeißen. Ihr war klar, daß sich dies irgendwann ändern würde, wenn Rubicus sein Versprechen nicht einhielt.

Seine Ruhe war gestört worden. Jetzt sah er sich in die Lage versetzt, schreckliche Rache zu nehmen.

Er kam noch nicht, dafür trafen seine Vorboten ein. Innerhalb des Gemäuers hatten auch Fledermäuse ihre Heimat gefunden. Sie paßten hervorragend zu einem Vampir, denn diese Blutsauger waren ebenfalls mit Fledermäusen zu vergleichen.

Rena Peel hörte das Flattern der Flügel. Es waren sehr große Tiere, die sich in der Dunkelheit hervorragend zurechtfanden und nie von ihrem Weg abkamen.

Auch jetzt jagten sie heran. Rena spürte am Luftzug, daß sie dicht an ihrem Gesicht vorbeihuschten. Gleichzeitig vernahm sie auch das Pfeifen einer Ratte so nahe, daß das Tier eigentlich nur auf den Fels gesprungen sein konnte.

Zuerst mit dem rechten, dann mit dem linken Fuß trat sie nach dem Tier. Beim zweiten Tritt erwischte sie es und klemmte den haarigen Körper beinahe noch unter ihrer Sohle ein.

Die Ratte quiekte auf und huschte davon.

Rena drehte ihren Kopf nach rechts. Dort befand sich auch die Treppe, und genau an der Stelle, wo die Stufen in die Höhe führten, durchbrach Helligkeit die Dunkelheit.

Nicht daß der Vampir helles Sonnenlicht geliebt hätte, er tat es für Rena.

Fackellicht warf seinen düsteren Schein über die ausgetretenen Steinstufen und wenig später in den breiten Gang hinein, wo die Rotblonde auf den Blutsauger wartete.

Er kam mit gemächlichen Bewegungen die Stufen der Treppe herab. Zunächst sah Rena nichts von ihm, weil seine Gestalt von einer staubbedeckten Mönchskutte umhüllt wurde. Sie reichte bis zum Boden und schleifte mit dem Saum darüber hinweg.

Die Kutte schwang bei jedem Schritt. Sie nahm an Breite zu, der Schein der Fackel umtanzte sie und zauberte Licht und Schatten auf den staubgrauen Stoff.

Zum oberen Ende hin verengte sie sich wieder und mündete in eine spitzmützige Kapuze, unter der das alte, graue und furchige Gesicht des Vampir-Mönchs verborgen war.

Eine fürchterliche Fratze, umrahmt von Haaren, die wie Glasfäden wirkten.

Der Vampir liebte den Moder, die Gruft und das Blut. So sah er auch aus. Dabei strömte er einen Gestank aus, der bei einem normalen Menschen Widerwillen erzeugte, Rena jedoch egal war. Sie akzeptierte den Blutsauger, wie er war.

Wenn seine Pläne in Erfüllung gingen, konnte sie davon nur profitieren.

Er hatte die Treppe verlassen und den Gang betreten. Langsam kam er näher. Das Gestalt gewordene Grauen, eine düstere Horrorgestalt, wie es sie sonst nur in alten Schriften gab.

Bei jedem Schritt schlurfte er über den Boden. Seine Sohlen hinterließen die schleifenden Geräusche, und der Staub wallte in kleinen Wolken auf, wobei er noch träge in den Schein des Fackellichts zog.

Horatio Rubicus hielt die Fackel in der rechten Hand und dabei den Arm vom Körper gestreckt. Das Licht glitt über die Säulen hinweg, als wollte es sie liebkosen. Es berührte auch die Wände, erreichte ebenfalls den Stein, auf dem Rena stand, und riß einen eisernen sechsarmigen Kerzenleuchter aus der Finsternis.

Die Wachskerzen sahen aus wie glatte Totenfinger: Schwarz lugten die angebrannten Dochte aus dem Rand hervor. Rubicus zündete bei seinen Besuchen stets die Kerzen an, diesmal jedoch ließ er es bleiben.

Dafür hob er den Arm an, damit der Widerschein in sein Gesicht leuchtete.

Beim ersten Mal, als Rena ihn gesehen hatte, war sie zu Tode erschreckt gewesen. Nun war ihr der Anblick schon so vertraut, daß sie kaum noch hinschaute.

Es war kein Gesicht, es war eine Fratze.

Abgesehen von der alten, grauen Haut besaß der Blutsauger auch nur noch ein Auge. Das linke war ihm irgendwann einmal auf gewaltsame Art und Weise entfernt worden. Wo es eigentlich hätte sein müssen, war die Stelle zugewachsen. Dort lag die Haut wie ein dicker, faltiger Teigklumpen.

Auch die Lippen hoben sich kaum von der übrigen Gesichtsfarbe ab. Sie waren fast ebenso grau wie die übrige Haut, nur die Oberlippe war etwas zurückgezogen, um die beiden spitzen Vampirzähne freizugeben.

Es gab bei den Blutsaugern unterschiedliche Gebisse. Diese Hauer erinnerten an winzige Elefanten-Stoßzähne. Sie waren relativ dünn und zudem leicht gebogen, allerdings nach innen, nicht nach außen wie bei den Dickhäutern.

Der Vergleich mit dünnen, spitzen Säbelklingen hätte auch zutreffen können.

Rena Peel konnte ihren Blick nicht von den Zähnen nehmen. Ein Schauer überkam sie, als sie daran dachte, wie diese Spitzen so seidenweich über ihre Haut gestrichen waren.

Sie hatte es als eine Wohltat empfunden. Und auch gegen das Gefühl der Erotik hatte sie sich nicht wehren können. Irgendwie war sie schon anders geartet als die übrigen Menschen.

Der Vampir stellte die Fackel ab. Er klemmte sie noch in eine Lücke zwischen die Arme des Leuchters, bevor er diesen ein Stück zurückschob, damit das Feuer nicht die Kleidung der rotblonden Frau ergriff.

»Die vierte Morgenstunde ist angebrochen«, nuschelte der Blutsauger. »Noch liegt alles im tiefen Schlaf. Deshalb ist deine Zeit auch gekommen, Rena. Du wirst jetzt deinen Auftrag ausführen, und danach wirst du nie mehr deine Fesseln spüren. Nach der dritten Tat bin ich mir deiner sicher. Wir werden gemeinsam bleiben oder gemeinsam untergehen. Hast du das begriffen, Rena?«

»Ja!« Um die Antwort zu unterstreichen, fügte sie noch ein heftiges Nicken hinzu.

Der Blutsauger lächelte schief. Dann stieg er ebenfalls auf die Steinplatte und machte sich an den Eisenklammern zu schaffen, die um Renas Gelenke gespannt waren.

Er öffnete eine Spange und zog sie auseinander. Rasselnd fielen die Ketten zusammen und blieben auf dem Boden liegen.

Rena war frei. Ihre Arme sanken nach unten, sie massierte sich die Gelenke, um den Kreislauf wieder in Gang zu bringen. Dabei schaute sie den Blutsauger fragend an.

»Wann ist es soweit?«

»Was meinst du?«

»Wann holst du dir das Blut?«

Er grinste kalt. »Du hast deine Pflicht getan. Drei sind gestorben. Die anderen nehme ich mir vor. Sie sind ja noch in der Nähe. Sie haben sich mit mir beschäftigt, das werden sie büßen. Niemand kümmert sich um mich, wenn ich nicht meine Einwilligung dazu gegeben habe. Es sei denn, sie wollen sterben.«

»Aber sie sterben doch nicht?«

»Nein, sie sind tot und leben trotzdem. Es ist ein süßer, schmerzloser Tod!« raunte er. »Du merkst regelrecht, wie das Leben aus dir herausfließt, ohne dich vernichten zu können, denn du wirst

wiederkehren und dir das Blut des nächsten holen. Es wird eine Kette werden, eine Kette ohne Ende.« Er hob die Arme etwas an und spreizte dabei die Finger.

Sie waren ziemlich lang, ebenfalls grau und mit einer faltigen Haut bewachsen.

»Schaffst du es, das verdammte Zeichen zu entfernen?« erkundigte er sich. »Ich bin eine der Besten in meinem Beruf gewesen. Aber ich werde nicht mehr zurückkehren, wenigstens nicht in den nächsten Tagen, weil ich gebraucht werde.«

»Ja, ich weiß. Du mußt nur den Boden für mich vorbereiten. Laß den folgenden Tag vergehen und die Dunkelheit kommen. Das wird meine und deine Zeit sein.«

»Was genau soll ich tun?«

»Zerstöre alles, was mir gefährlich werden könnte.« Er nickte ihr zu. »Du weißt schon Bescheid.«

Sie lächelte kalt. »Ja, das weiß ich. Und falls man mich erwischt bei meinen Taten?«

»Bist du nicht eine Dart-Meisterin?«

Sie nickte. Ihr Lächeln veränderte sich. Es wurde grausam…

***

Man konnte den kleinen Ort als romantisch, sauber, schön und auch erholsam bezeichnen. Wer ihn finden wollte, der mußte in die Einsamkeit des Südwestens fahren, weg vom Motorway und den vielbefahrenen Straßen. Er mußte sich dorthin begeben, wo die Wälder dicht, die Hügel flach sind und der Wald oft genug ein verfilztes Durcheinander bildet, als wollte er die einsamen Wanderer davor warnen, ihn zu betreten.

In dieser Gegend sprach man noch von Erdgeistern, Gnomen und den geheimnisvollen Elfen. Hier standen einsame Gehöfte, deren Dächer mit den flachen Hügelkuppen abschlossen und von saftigen Wiesen umgeben waren, wo große Trauerweiden standen, die oft genug wie monströse Wächter die Bachläufe säumten.

Eine Gegend zum Träumen und für Romantiker, für Aussteiger und Künstler.

Nicht umsonst hatten sich in dieser Ecke zahlreiche Maler und Schriftsteller niedergelassen. Sogar ein weltberühmter Puppenbauer wohnte hier. Dieser Mann war bekannt durch seine Puppen geworden, die in den Filmen Hauptrollen spielten.

Im Winter war die Gegend sehr neblig. Im Sommer aber, wenn die Sonne schien, waren die Menschen manchmal froh, in ihren Wäldern vor der Hitze Schutz finden zu können.

In der Nacht befand sich niemand mehr unterwegs. So brauchte Rena Peel auch nicht besonders vorsichtig zu sein, als sie das unterirdische

Gemäuer verlassen hatte und sich durch die nachtdunkle Landschaft bewegte. Der kleine Ort lag nicht weit entfernt. Zu Fuß lief sie etwa eine Viertelstunde. Sie besaß zwar ein eigenes Fahrzeug, hatte den kleinen Fiat aber gut geschützt stehenlassen. Wenn sie kam, sollte sie nicht gesehen und auch nicht gehört werden.

Phantomgleich huschte sie durch die Dunkelheit. Obwohl sie keine Angst verspürte, sorgte sie dafür, daß sie stets in Deckung blieb. Einmal waren es die Schatten der Bäume, dann wieder die flachen Anhöhen der Hügel, aber auch alte Mauern und kleine Waldstücke gaben ihr genügend Schutz. Ebenso wie die dichten Hecken, in denen wilde Rosen wuchsen und Duft verstreuten.

Es war eine wunderschöne Nacht. Der Mond sah margarinegelb aus und hatte sich hinter einem schmalen Band aus Wolken versteckt.

Der Wind blies aus westlicher Richtung über das Land. Wenn er sich verstärkte, würde er den Himmel wolkenblank fegen, so daß auch der Mond wieder klar und deutlich erschien.

Das Plätschern eines Bachs klang für Menschen beruhigend. Rena zeigte es an, daß sie ihr Ziel fast erreicht hatte, denn der Bach floß mitten durch den Ort.

Er hieß Green Heaven. Nur der Himmel mochte wissen, wie man auf diesen Namen gekommen war, denn einen grünen Himmel sah man auch tagsüber nicht.

Vor ihr lag der Ort. Die Häuser standen einzeln. Zwischen ihnen gab es genügend Freiräume für Wiesen und Weiden.

Überragt wurden die Häuser vom spitzen Turm der Kirche. Rena schaute ihn sich genau an, denn er war ihr Ziel. Gern hätte sie das Kreuz herabgerissen, das gelang ihr ohne Werkzeug nicht. So blieb ihr nur übrig, andere Dinge zu zerstören.

Sie erreichte den Ort, ohne gesehen zu werden. Vereinzelt parkten Wagen an den Rändern der Straße. Die meisten Fahrzeuge waren nicht einmal abgeschlossen.

Was hier als breite Hauptstraße angesehen wurde, wäre in einer Großstadt kaum als Gasse durchgegangen. Die Häuser duckten sich in die langen Schatten der Nacht hinein. Ihre Fassaden waren auch tagsüber dunkel, weil an den meisten Ranken und Efeu hochwuchsen wie eine zweite Haut.

Katzen waren unterwegs. Sie huschten über die Straße. Ihre Augen leuchteten diamantkalt.

Irgendwo kläffte ein Hund, aber nicht wegen Rena, sie befand sich zu weit weg.

Den Ort kannte sie sehr gut, auch wenn sie etwas außerhalb gewohnt hatte, wo das Filmteam zusammen in einem alten Gasthaus lebte. Sie wußte auch, wie sie auf dem schnellsten Weg zur Kirche kam und bog schon sehr bald nach links in eine schmale Gasse ab.

Sie war wirklich schmal, weil eine bewachsene Mauer tiefen Schatten warf. Die Mauer gehörte bereits zum Friedhof. Dahinter lag die Kirche mit dem kleinen Kirchplatz und dem alten Pfarrhaus, dessen Scheiben im Laufe der Zeit fast blind geworden waren.

Am Rand des Platzes blieb Rena stehen. Sie schnupperte wie ein Tier. Der Wind wehte über die relativ freie Fläche und spielte mit dem Saum ihres Kleides.

Mit der Zungenspitze feuchtete sie die Lippen an. Ihr Blick blieb auf die Kirche gerichtet, die im Dunkeln lag. Im Pfarrhaus jedoch mußte noch jemand auf den Beinen sein, denn hinter einem Fenster brannte Licht. Die Helligkeit zeichnete ein gelbes Viereck in das Mauerwerk.

Zwei Minuten behielt die Frau es unter Kontrolle, ohne allerdings eine Bewegung hinter der Scheibe entdecken zu können.

Womöglich schlief der Pfarrer und hatte vergessen, die Lampe auszuschalten. Darum konnte sie sich nicht mehr kümmern. Rena hatte einen klaren Auftrag bekommen, den sie auch durchführen wollte.

Mit schnellen Schritten, jedoch in geduckter Haltung, näherte sie sich der Kirche.

Es war der einzige Ort, vor dem sich der Blutsauger fürchtete. Das würde bald vorbei sein.

Rena lächelte kalt. Die Menschen hier würden sich wundern, und auch die Typen vom Film, die sie so schäbig behandelt hatten.

Besonders die Berova, die sie doublen mußte. Edda Berova spielte die weibliche Hauptrolle in der »Rache des Vampirs«. Sie gab unheimlich an und tat oft, als wäre sie Denver-Star Joan Collins persönlich. Außerdem war diese Frau ihr großes Vorbild. Dementsprechend kleidete sich die Berova auch. Sie kaufte sich die Denver-Mode und war überglücklich, wenn man sie mit dem Star verwechselte.

Dabei hatte sie vor zwei Jahren noch hinter dem Eisernen Vorhang vergeblich auf eine Leinwand-Chance gewartet.

Die Gedanken gingen Rena durch den Kopf, als sie über den Kirchplatz schritt und sich dem Ziel näherte. Sie ärgerte sich dabei, daß der Kies unter ihren Sohlen so knirschte, doch die Geräusche waren leider nicht zu vermeiden.

Die Kirche besaß zwei Eingänge. Einen Haupteingang und den anderen an der Seite.

Rena ging aufs Ganze. Sie entschied sich dafür, den Haupteingang zu nehmen.

Das klappte auch.

Die schwere Tür war nicht verschlossen. Nachdem sie die Klinke ganz heruntergedrückt hatte, konnte sie die Tür aufstoßen und die kühle Kirche betreten.

Am Altar brannte das ewige Licht. Ansonsten war es düster. Zwischen

den Wänden hing noch der Geruch von Weihrauch. Rena verzog das Gesicht. Ihr machte es nichts aus, aber Rubicus würde anders darüber denken. Vampire haßten Weihrauch und Knoblauch.

Um nicht gegen irgendwelche Hindernisse zu stoßen, holte Rena eine Taschenlampe hervor. Ihr Licht reichte aus, damit sie sich orientieren konnte.

Wie ein gelber Speer stach er in die Dunkelheit und riß eine helle Gasse in sie.

Rena schaute nach vorn. Sie sah die beiden Sitzreihen, die einen irgendwie düsteren Eindruck hinterließen – als wären sie von unsichtbaren Geistwesen besetzt.

Zwischen den Bänken blieb sie stehen, hob den Arm an und strahlte gegen den Altar.

Er war bewußt schlicht gehalten worden. Auf der Platte stand ein frischer Blumenstrauß, eingerahmt von zwei Kerzen.

Hinter dem Altar entdeckte sie das Holzkreuz an der Wand.

Sie schrak zusammen wie ein Sprinter, wenn er den Schuß der Startkanone hört. Dann lief sie auf das Kreuz zu, erreichte es mit einem Sprung und riß es von der Wand. Wo es einmal gehangen hatte, zeichneten sich seine Umrisse heller ab.

Rena war zufrieden. Schließlich hatte sie das erste Hindernis aus dem Weg geräumt.

Sie fand noch andere Kreuze, doch an das, das von der Decke hing, kam sie nicht heran, auch dann nicht, wenn sie sprang.

Das ärgerte sie. Es war aber nichts zu machen. Rena wollte die Kreuze mitnehmen und sie irgendwo liegenlassen. Bis man sie fand, hatte sich hier in Green Heaven alles verändert.

Zweimal mußte sie gehen, bevor sie die Kreuze aus der Kirche geschafft hatte.

Das Licht im Pfarrhaus war verloschen, und die Frau fühlte sich sicher. Sie schaute noch einmal zurück. Ihr fiel auf, daß sie die Kirchentür nicht geschlossen hatte, lief leichtfüßig hin und drückte sie sehr sacht wieder zu.

Neben der Mauer lag ihre Beute. Sie wollte sich bücken, um das größte Kreuz anzuheben, als sich aus dem Schatten der Mauer eine Gestalt löste.

Eine Männerstimme fragte: »Habe ich dich, du Schänderin?«

***

Rena blieb in ihrer gebückten Haltung, als wäre sie festgefroren. Sie hatte die Stimme erkannt.

Der Pfarrer war nicht schlafengegangen, er mußte sie trotz aller Vorsichtsmaßnahmen gesehen haben.

Soweit sie sich erinnerte, war er schon älter und stand kurz vor

seiner Pension. Der dürfte im Normalfall kein Hindernis für sie sein.

Sie wußte auch nicht, ob der Pfarrer sie erkannt hatte. Das wäre nicht gut gewesen. Zeugen konnte sie nicht gebrauchen.

Da gab es nur einen Weg…

»Sie hätten im Haus bleiben sollen, Herr Pfarrer«, sagte sie flüsternd. »Wirklich; es wäre besser gewesen. So haben Sie die Konsequenzen zu tragen.«

»Nein, Lady, die müssen Sie tragen. Ich werde dafür sorgen, daß man sie einsperrt.«

Bisher hatte der Mann sie noch nicht erkannt. Sie stand gebückt, zudem fiel das rotblonde Haar vorhanggleich vor ihr Gesicht.

»Kommen Sie hoch, ich will Sie anschauen können. Ich möchte diejenige Person sehen, die es wagt, eine Kirche zu schänden. Schämen Sie sich, Lady, schämen Sie sich!«

»Natürlich können Sie mein Gesicht sehen, Herr Pfarrer, sehr gern sogar.« Rena fügte noch ein häßlich klingendes Lachen hinzu, schnellte so plötzlich in die Höhe, daß der Pfarrer erschrak. Gleichzeitig griff sie an eine bestimmte Stelle in ihrem Gürtel.

Der Pfarrer sah die Bewegungen und konnte sich keinen Reim darauf machen. Erst als die Person vor ihm ausholte und er sah, daß sie etwas in der rechten Hand hielt, wurde ihm bewußt, daß er sich in einer tödlichen Gefahr befand.

»Und es tut mir nicht einmal leid«, sagte Rena und schleuderte ihren verdammten Pfeil.

Diesmal hatte sie wegen der schlechteren Lichtverhältnisse nicht auf die Stirn gezielt. Die Brust bot ihr eine wesentlich größere Fläche. Raketenschnell raste der Pfeil auf den Pfarrer zu – und traf ihn in die Brust.

Rena sah, wie der Pfeil unter der schwarzen Jacke verschwand.

Der Geistliche taumelte zurück. Es sah so aus, als würde er es schaffen, sich auf den Beinen zu halten, dann gaben sie nach, er kippte zurück und fiel in das dicht an der Mauer wachsende Gebüsch aus Vogelbeersträuchern und Holunder.

Die Zweige dämpften seinen Aufprall ab, bevor sie sich unter seinem Gewicht zu Boden neigten.

Rena gönnte dem Geistlichen keinen Blick mehr. Sie konnte sich auf ihre Zielsicherheit verlassen.

»Idiot«, murmelte sie nur. »Wärst du mal in dein Bett gegangen.«

Dann brachte sie ihre schändliche Arbeit zu Ende…

***

Blut und Schmerzen – der Geistliche spürte beides, als er aus einem Zustand erwachte, wie er ihn noch nie erlebt hatte.

Er wußte nicht, was geschehen war. Er stellte nur fest, daß er in

einem Gebüsch lag und über seinen Augen die dünnen Zweige einer Hecke wippten.

Dann erst kehrte die Erinnerung zurück und das Wissen, nicht tot zu sein, obwohl er, als er seine Brust abtastete, die klebrige Nässe des Blutes spürte.

Und auch noch andere Dinge.

Da war zunächst sein altes Holzkreuz, das er immer bei sich trug.

Er hatte dem Kreuz stets vertraut. Sein Leben war davon bestimmt worden, und jetzt hatte ihm dieses alte Kreuz das Leben tatsächlich gerettet.

Neben ihm steckte noch etwas in seiner Brust. Erst als er den Gegenstand zwischen den Fingern spürte, wußte er, womit man ihn hatte töten wollen.

Es war ein Pfeil!

Getroffen hatte er. Aber nicht allein die Brust des Pfarrers, sondern zuerst das Kreuz. Dieses Kreuz hatte ihm einen Großteil der Wucht genommen, so daß er nicht sehr tief in seinen Körper gefahren war.

Dem Geistlichen kam es wie ein Wunder vor. Trotz seiner überaus starken Schmerzen lächelte er und richtete den Blick gegen den allmählich heller werdenden Himmel.

Er mußte einige Stunden am Rand der Friedhofsmauer gelegen haben und hatte auch Blut verloren. Daß er ärztliche Hilfe benötigte, wußte er auch so, nur würde er es nicht schaffen, einen Arzt zu besuchen. Nicht aus eigener Kraft.

So blieb er liegen, faltete die Hände und betete. Gleichzeitig freute er sich darüber, daß ihm das Leben wiedergeschenkt worden war.

Ja, er lebte…

Und solange er lebte, hoffte er auch. Der Pfarrer wußte genau, daß die Frühmesse bald beginnen würde. Er hatte sie extra angesetzt, zum Gedenken an einige Verstorbene aus dem Dorf.

Es würde auffallen, wenn die Glocken nicht läuteten. Es würde sicher auffallen, wenn…

Seine Gedanken versiegten. Eine gnädige Ohnmacht hielt ihn umfangen, so wurde er von einer älteren Frau entdeckt, die die Messe für ihren verstorbenen Mann hatte lesen lassen wollen.

Mrs. Goother erstarrte vor Schreck, als sie den Pfarrer so regungslos im Gebüsch liegen sah.

»Tot!« keuchte sie. »Gütiger Himmel, er ist tot. Nein, tot…« Sie begann plötzlich zu schreien, anstatt wegzulaufen und Hilfe zu holen.

Es war ihr sirenenhafter Schrei, der den Pfarrer wieder aus seiner Ohnmacht riß. Er konnte sich durch Keuchen bemerkbar machen, und als Mrs. Goother ihn so mit offenen Augen liegen sah, da brach fast zum zweitenmal eine Welt für sie zusammen.

»Ein Geist!« brüllte sie und rannte davon.

Der Pfarrer war zufrieden. Er glaubte fest daran, daß er bald Hilfe bekommen würde.

So war es auch.

Man fand ihn, trug ihn vorsichtig ins Pfarrhaus und rief einen Arzt an. Davon aber ahnte die Killerin nichts. Sie rechnete damit, daß ihr Plan voll eingeschlagen hatte…

***

Der Mann hieß Ray Atkins, schaute mich starr an, als wollte er mich hypnotisieren, wechselte seinen Blick und schaute Suko an, wobei er den Kopf schüttelte. »Wissen Sie eigentlich, was Sie da behaupten, meine Herren?«

»Wir behaupten gar nichts«, erwiderte ich. »Wir wissen nur, daß wir eine Mörderin suchen, die ihre Dart-Pfeile perfekt und tödlich beherrscht. Das ist alles.«

»Bei uns finden sie diese Dame nicht.«

»Kann sein. Wir wollten uns auch nur erkundigen, ob Sie diese Person möglicherweise kennen.«

»Nein.«

»Ist sie Ihnen denn bekannt. Mr. Atkins?« fragte Suko.

»Auch das nicht.«

»Dann ist es gut.«

»Hören Sie.« Er lehnte sich in seinem weichen Ledersessel zurück und schlug die Beine übereinander. Sie steckten in einer scharf gebügelten Hose von beiger Farbe. »Dart-Sportler sind und bleiben Sportler. Das sollten sie sich merken. Es sind keine Killer – okay?«

»Das wollten wir wissen.«

»Und ich kenne auch keine Frau, die so perfekt ist, als daß sie in die Phalanx der Männer eingebrochen wäre. Genügt Ihnen das?«

Wir waren vorläufig zufrieden. Viel Hoffnung hatten wir sowieso nicht gehegt, aber wir wollten eben nichts unversucht lassen.

Die nächste Spur war, so hofften wir beide, schon konkreter.

Ziemlich eilig hatten wir uns von dem verständlicherweise etwas aufgebrachten Mr. Atkins verabschiedet. Wir rollten über den Motorway 20 in Richtung Südosten, hinein in einen sonnigen Mittag und in die flache Landschaft eines Tieflandes.

Unser Ziel lag an der Grenze zu den beiden Provinzen Kent und Sussex. In einem Gebiet, wo sich Füchse und Hasen gute Nacht sagten und man kaum verstehen konnte, nur wenige Kilometer von größeren Städten entfernt zu sein. Wir kannten uns dort aus, nur den Namen Green Heaven hatten Suko und ich zum erstenmal gehört.

Der Inspektor hatte einige Male herumtelefonieren müssen, um zu erfahren, wo das Team den Streifen »Die Rache des Vampirs« drehte. Suko war sowieso skeptisch gewesen, was die Filmerei anbetraf. Wir

hatten einige böse Erfahrungen mit Schauspielern sammeln können. Ich dachte da an den schrecklichen Fall mit dem Filmtitel »Hotel zur dritten Hölle«. Und als ich Nadine Berger kennenlernte, war ein Gruselfilm über einen Mönch gedreht worden.

Jetzt machte ein Team den Film über einen Vampir. Sollte sich da etwas Ähnliches wiederholen wie bei dem Mönch. Damals war der echte Mönch erschienen. Wir gingen einfach davon aus, daß auch hier ein echter Vampir auftrat.

Das konnte fatal werden, besonders, wenn er mit dieser Killerin zusammenarbeitete.

Ein weißer BMW der neuen 5er-Serie überholte uns. Nicht nur Suko bekam glänzende Augen. Er meinte: »So etwas müßtest du dir zulegen, John.«

»Wenn du mir das Geld gibst.«

»Den kannst du doch abstottern.«

»Bis ich den bezahlt habe, liege ich schon unterm Torf.«

»Dann soll es dich nicht mehr jucken.«

»Danke. Vorläufig reizte mich noch mein Rover, auch wenn er mir nicht gehörte.«

»Dann werde ich mir den Wagen eben zulegen«, meinte Suko ganz trocken und wie nebenbei.

Ich wäre fast vom Gaspedal gerutscht, so sehr hatte mich mein Freund überrascht. »Du willst…?«

»Ja.«

»Hast du Gehaltserhöhung bekommen?«

»Nein, aber ich habe eine andere Möglichkeit gefunden, um an den Wagen zu kommen.«

»Die sag mir mal.«

»Gern.« Suko setzte ein Grinsen auf, das ich kannte. Er tat es immer, wenn er mich nach allen Regeln der Kunst auf den Arm nehmen wollte. »Ich habe bei einem Preisausschreiben mitgemacht. Der erste Preis ist dabei ein BMW 535i.«

»Und den gewinnst du?«

»Klar doch. Sogar in diamantschwarz. Eine tolle Farbe, kann ich dir sagen.«

»Und wovon träumst du nachts?«

»Von meinem BMW natürlich.«

»Dann träum weiter.«

»Sag das nicht. Vielleicht gewinne ich auch den zweiten Preis. Eine BMW-Maschine. Der Wahnsinn auf zwei Rädern. Das ist ein Ofen, heiß wie die Hölle.«

»Gut, Alter. Ich habe auch mitgemacht. Ich gewinne den neunhundertneunundneunzigsten Preis.«

Mein Freund lachte. »Toll.« Dann schielte er mich von der Seite her

an. »So weit habe ich gar nicht geschaut. Was ist denn der Preis?«

»Ich kann wählen zwischen einer Wanne Pudding und einer Baggerfahrt durch die Higlands.«

Suko war zwar nicht beleidigt, daß ich ihn dermaßen auf den Arm genommen hatte, aber er schaute demonstrativ aus dem Fenster, um mich nicht ansehen zu müssen. Mein breites Grinsen ärgerte ihn.

Lange brauchten wir nicht mehr auf dem Motorway zu bleiben.

Vor Ashford mußten wir ab, rollten danach etwa eine Meile hinter einem stinkenden Truck her und hatten nach dem Überholen freie Bahn.

Es war noch ein wunderschöner Sonnentag geworden. Der Frühsommer meinte es gut mit uns. Nicht zu heiß, auch nicht schwül. Suko hatte die Scheibe zur Hälfte nach unten gekurbelt, ließ die herrliche Luft in den Wagen und auch die frischen Gerüche.

Es waren Düfte von Gras, wilden Blumen und blühenden Hecken.

Ein Konglomerat der Natur, die hier aufatmen konnte.

Wir sahen die Kühe auf den Weiden stehen, durchfuhren malerische Orte, unsere Blicke glitten über weite Hügel hinweg und an den dunklen Säumen der Wälder entlang.

Es war kein weites Land. Sehr gedrängt fügten sich Wälder, Felder und Straßen zusammen, hin und wieder durchflossen von einem glitzernden Bachlauf.

Mir wollte Sukos Preisausschreiben einfach nicht aus dem Kopf.

»Weißt du, ich mache dir folgenden Vorschlag.«

»Wobei?«

»Gib acht. Wenn du den ersten Preis gewinnst, esse ich den Inhalt einer Akte auf.«

»Tatsächlich?«

»Ja – versprochen ist versprochen. Du brauchst keine Sorgen zu haben. Das schaffe ich schon.«

»Und wenn ich nicht gewinne?«

»Bleibt es dabei. Du kannst mir ja eine Portion Fish & Chips ausgeben, aber mit Essig und Öl.«

»Gut.« Suko nickte und grinste dabei. »Mein Preisausschreiben liegt dir wohl im Magen.«

»Irgendwie schon.«

»Kommst du nicht darüber hinweg?«

»Ich wundere mich nur, daß du so etwas machst. Aber bitte, vielleicht hast du tatsächlich Glück und gewinnst einen der vielen Trostpreise.«

»Keinen Trostpreis, John, den Hauptpreis werde ich mir holen. Mit weniger gebe ich mich nicht zufrieden. Meine Harley ist verschwunden, ich brauche also etwas.«

»Sicher.«

Wir rollten auf eine Kreuzung zu, wo auch Hinweisschilder aufgestellt worden waren.
»Green Heaven – rechts«, sagte Suko.
»Okay.«
Mein Freund tastete nach seinem Pflaster. Er war inzwischen bei einem Arzt gewesen, der die Wunde noch einmal untersucht und sie auch behandelt hatte. Jetzt konnte Suko nur hoffen, daß sie schnell heilte. »Ich wünsche mir ja, daß diese Rotblonde noch einmal vor mir steht. Dann kann ich zuschlagen.«
»Falls sie nicht schneller wirft.«
»Das glaube ich nicht.«
»Drei Morde«, sagte ich. »Meine Güte, was muß diese Frau nur für ein Mensch sein.«
Suko hob die Schultern. »Ist sie überhaupt noch ein Mensch? Oder können wir sie zur schwarzmagischen Seite zählen?«
»Das glaube ich nicht. Dämonische oder dämonisch beeinflußte Personen reagieren irgendwie anders. Allein wie sie sich gegen den Rover geworfen hatte, das war schon artistisch.« Ich schüttelte den Kopf, als ich daran dachte. »So etwas bringt ein Laie nicht fertig.«
»Dann ist sie ein Profi.«
»Genau.«
»Und wo findet man Profis?«
»Im Zirkus, in Turnvereinen, in…«
»Auch beim Film«, sagte Suko trocken. »Überleg mal, John, jeder Action-Film braucht Stuntmen und auch Stuntgirls…«
Ich fuhr unwillkürlich langsamer, weil mich Sukos Worte stark beeindruckt hatten. »Du kannst recht haben. Stell dir mal vor, diese Frau ist eine aus dem Team.«
»Daran dachte ich.«
»Das wäre echt ein starkes Stück. Wir werden uns beim Team erkundigen, ob dort ein rotblondes Stuntgirl beschäftigt ist. Wenn ja, werden wir sie auch kriegen.«
Die Straße verengte sich. Auch die Sonne verschwand. Zwar nicht hinter den Wolken, doch der Wald rückte näher heran. Er war sehr dunkel, wirkte fast undurchdringlich und war durch sehr dicht wachsendes Unterholz kaum begehbar.
Helle und dunkle Flecken tanzten über die Motorhaube oder blitzten in den Scheiben. Sie traten immer dann auf, wenn die Sonnenstrahlen durch Lücken fielen oder zurückgehalten wurden.
Dann geschah es.
Vielleicht waren wir beide zu sehr in Gedanken versunken gewesen. Wir hätten es bei einer starken Wachsamkeit sicherlich merken können, so sahen wir nichts und spürten nur den Erfolg.
Am rechten Vorderreifen stimmte etwas nicht. Er wurde weich, die

Fahrt kam mir schwammig vor, die Lenkung funktionierte noch, aber die Räder gehorchten nicht so, wie ich es mir vorgestellt hatte.
Ich stoppte.
Auch Suko war etwas aufgefallen. Er verließ den Wagen vor mir, und ich hörte ihn schimpfen.
»Schau dir das an«, sagte er, als ich neben ihm stand. Suko deutete auf den Reifen, der schon fast platt war. Aus ihm schaute ein Dart-Pfeil hervor.
Wir fühlten uns beide verdammt unwohl. Ich spürte die Gänsehaut auf dem Rücken. Wieder einmal hatte uns die Rotblonde bewiesen, wie gefährlich sie war. Sie beherrschte die Pfeile meisterhaft. Es war schon eine Kunst, den Reifen eines fahrenden Wagens zu treffen.
Suko erging es nicht anders als mir. Er ließ seine Blicke über den Rover hinwegstreifen und suchte den Waldrand nahe der Straße ab.
Im Unterholz konnte sich leicht jemand verstecken. Ich hatte mich gedreht. Meine Blicke glitten an der anderen Waldrandseite vorbei, und ich fühlte mich verflixt unwohl.
Irgendwo aus dem dichten und verfilzt ineinander gewachsenen Grün konnte jeden Augenblick etwas blitzendes hervorhuschen und uns erwischen. Zudem waren wir ohne Deckung.
»Ist kein gutes Gefühl, auf dem Präsentierteller zu stehen«, meinte Suko und hatte mir aus der Seele gesprochen.
»Wir müssen den Reifen wechseln.«
Suko verzog die Lippen. »Nicht schlecht, aber auch nicht beruhigend, wenn du damit rechnen mußt, von einer Mörderin beobachtet zu werden. Dabei sieht alles so harmlos aus. Sonne, Wärme, Wald, das Zwitschern der Vögel…«
Mein Freund gab noch einen weiteren Kommentar ab. Ich hörte nicht hin, weil ich mir noch einmal den Pfeil anschaute. Er steckte schräg im Reifen. Sein Ende wies nach oben. Dieser Winkel ließ nur einen Schluß zu. Die Werferin mußte bei ihrer Tat höher gesessen haben. Möglicherweise in einem Baum. Von dieser Stelle aus konnte sie alles perfekt beobachten.
Dann hörten wir einen anfahrenden Wagen. Schon sehr bald tauchte er auf. Es war ein Ford-Kombi, der schon einige Jahre auf dem Buckel hatte. Der Fahrer lenkte sein Auto auf uns zu und stoppte neben dem Rover. Dann streckte er den Kopf aus dem Fenster.
»Ärger gehabt?«
»Ja, der Reifen ist platt.«
Der Mann verzog sein von der Sonne gerötetes Gesicht. »Das ist Mist. Wo wollten Sie denn hin?«
»Nach Green Heaven«, sagte ich.
»Da muß ich auch hin. Es sind noch knapp zwei Meilen. Hinter dem Wald liegt der Ort. Sollen wir den Reifen wechseln?«

»Wird uns wohl nichts anderes übrigbleiben.«

»Ich helfe Ihnen.«

Der Mann fuhr seinen Kombi vor und stieg aus. Er war groß und kräftig. Auf seinem Kopf wuchs dünnes, blondes Haar. Ebenso blaß war der Oberlippenbart.

Bevor er sich bückte, hatte ich schon das Beweisstück aus dem Reifen gezogen. Er schaute sich die Stelle an, sah auch das Loch, das mehr einem Schnitt glich, und schüttelte den Kopf. »Es kommt mir tatsächlich vor, als hätte man Ihnen den Reifen aufgeschlitzt.«

»Wir wissen auch nicht, was uns da hineingeraten ist«, sagte Suko, der bereits den Wagenheber geholt hatte.

Zu dritt machten wir uns an die Arbeit. Der Helfer war ein Fachmann. Er klärte uns auch über seinen Beruf auf. Wir erfuhren, daß er Landmaschinen reparierte.

»Sie sind Städter«, sagte er, als er den Reifen wegrollte und sich den neuen nahm.

»Sieht man das?« fragte ich.

Er lachte mich im Sitzen an. »Das kann man wohl sagen. In der letzten Zeit war in Green Heaven einiges los.«

»Das Filmteam.«

»Richtig. Gehören Sie auch dazu, oder kommen Sie wegen dem Pfarrer.« Er schnippte mit den Fingern, die schmutzig geworden waren. »Lassen Sie mich raten. Wie die Flippies vom Film sehen Sie nicht aus. Ich könnte mir allerdings vorstellen, daß Sie von der Polizei sind und nach Green Heaven kommen, um den Anschlag auf den Pfarrer aufzuklären.«

Wir ließen uns die Überraschung nicht anmerken. Wie nebenbei fragte ich: »Pfarrer und Anschlag?«

»Ja, stellen Sie sich vor, man hat auf unseren Pfarrer einen Mordanschlag verübt.«

»Wann war das denn?«

»In der vergangenen Nacht. Es muß ein Kirchenschänder getan haben, denn die Kirche ist tatsächlich geschändet worden. Jemand hat dort sämtliche Kreuze entfernt.«

»Und der Pfarrer hat ihn erwischt?«

»Erst später auf dem Kirchplatz.«

»Hat man auf ihn geschossen?« fragte Suko.

»Nein.« Unser Helfer stand auf und ließ sich einen Kreuzschlüssel geben. »Nicht geschossen. Jemand hat mit einem Dart-Pfeil nach ihm geworfen und ihn mitten in die Brust getroffen. Der Mann hat ein wahnsinniges Glück gehabt. Oder der Allmächtige hat seine Hand schützend über ihn gehalten. Der Pfeil traf zwar, nur ist er von dem Kreuz, das der Pfarrer stets trägt, abgelenkt worden. Es hat ihm praktisch das Leben gerettet. Wenn ich mir vorstelle, daß jemand

durch die Gegend läuft und mit Pfeilen wirft, wird mir ganz anders.«
»Uns auch.«
Der Helfer deutete auf den Reifen. »Wenn ich bösartig wäre, würde ich sagen, daß auch Ihr Reifen von einem Pfeil getroffen worden ist. Aber das wäre ja Unsinn.«
»Da haben Sie recht. Es wäre auch Unsinn gewesen.«
An einem Lappen rieb er seine Hände sauber. »Alles klar, sie können wieder fahren.«
»Danke.« Ich lächelte. »Was sind wir Ihnen schuldig?«
»Überhaupt nichts. Das heißt, wenn Sie nach Green Heaven kommen, können Sie einen ausgeben.«
»Das machen wir.«
»Ich bin ja neugierig«, sagte er. »Was wollen Sie nun wirklich bei uns? Können Sie das sagen?«
»Mit den Filmleuten reden«, sagte Suko. Er hatte in meinem Sinne gesprochen. Auch ich wollte die Identität nicht unbedingt preisgeben.
»Spielen Sie da mit?«
»Keine Sorge. Uns geht es um andere Dinge. Wir gehören mehr der Verwaltung an.«
»So ist das.« Wahrscheinlich hatte der Mann nichts verstanden, fragte auch nicht weiter, stieg in seinen Kombi und dampfte ab.
Auch Suko und ich stiegen wieder ein. Gerührt hatte sich nichts.
Wir wußten auch nicht, ob wir während des Reifenwechsels beobachtet worden waren. Das ungute Gefühl jedenfalls hatte uns nicht verlassen. »Dann wollen wir uns mal um die Filmtypen kümmern«, sagte Suko.
»Nicht um den Pfarrer?«
Suko zwinkerte mir zu. »Du denkst da an einen Zeugen?«
»Sehr richtig.«
»Wäre nicht schlecht.«
»Mich wundert es sowieso, daß es so ruhig geblieben ist. Eigentlich hätten die Verantwortlichen im Ort Himmel und Hölle in Bewegung setzen müssen, um die Frau zu finden. Wenn der Pfarrer sie gesehen hat, muß er sie auch erkannt haben.«
»Das stimmt.«
»Weshalb hat er dann nicht reagiert?«
»Frag mich nicht so etwas Schweres, John. Mir scheint, daß hier einiges im argen liegt.«
Mit dieser Vermutung sollte der Inspektor recht behalten…

***

Das Pfarrhaus stand neben der Kirche. Auf dem großen Platz konnten wir unseren Wagen abstellen.
Als wir klingelten, wurde uns schnell geöffnet. Eine Frau um die

fünfzig schaute uns an. Sie hatte verweinte Augen und trug eine weiße Schürze über ihrem Kleid. Das Haar war kurz geschnitten, und Mißtrauen zeichnete ihr Gesicht.

»Ja bitte. Was wollen Sie?«

»Mit dem Pfarrer sprechen.«

»Tut mir leid, er ist krank.«

»Deshalb kommen wir ja«, sagte ich. »Es geht um den Anschlag auf den Herrn Pfarrer.«

Die Frau gab noch immer nicht die Tür frei. »Was haben Sie denn damit zu tun?«

Wir zeigten ihr die Ausweise, die sie sehr genau studierte. Auch der Geistliche hatte etwas gehört. Er rief: »Was ist denn los, Elisa?«

»Da sind zwei Männer von der Polizei, die Sie sprechen wollen.«

»Schicken Sie die beiden zu mir.« Der Pfarrer lag im Bett, das an der Wand eines kleinen Schlafzimmers stand. »Sie müssen schon entschuldigen, aber meine Nichte Elisa ist immer sehr mißtrauisch.«

»Das ist kein Fehler.«

»Woher kommen Sie?«

»Aus London!«

»Oh.« Er bekam große Augen und schickte Elisa weg, um Tee zu machen. Wir schoben zwei Stühle an das Bett und ließen uns nieder.

»Da haben Sie ja Glück gehabt«, sagte Suko.

»Und wie. Ich heiße übrigens Stone, Pernell Stone. Da hätte es mich auf meine alten Tage fast noch erwischt. Stellen sie sich vor, eine Kirchenschänderin war es! Wäre das Kreuz vor meiner Brust nicht gewesen, wäre ich jetzt tot.« Er knöpfte die Jacke des Schlafanzugs auf. »Da, schauen Sie mal.«

Viel sahen wir nicht. Die Wunde war von einem hellen Verband verdeckt worden. Pernell Stone grinste schief. »Die haben mich verbunden, als wäre ich ein Schwerverletzter.«

»Es war ja auch knapp.«

»Das können Sie wohl sagen.« Elisa kam mit dem Tee. Sie fühlte sich als Hausmutter und erklärte uns, daß wir Rücksicht auf den Zustand und das Alter des Pfarrers nehmen sollten. »Regen Sie ihn bitte nicht zu sehr auf«, bat sie.

»Hör auf, ich bin kein Kleinkind mehr.«

»Richtig, aber auch nicht der Jüngste.«

»Das stimmt allerdings.«

Wir bekamen den Tee. Pernell Stone grinste uns zu. Elisa verließ das Zimmer, das sehr karg eingerichtet war.

»Und wie ist es genau abgelaufen?« wollte ich wissen.

»Eine Kirchenschänderin«, sagte er. »Stellen Sie sich das einmal vor!« Dann begann er mit seinem Bericht. Perneil Stone war ein Mensch, der keinen Haß kannte. Er verurteilte die Person nicht und dankte dem

Herrgott, daß er noch lebte.
»Eine Frau«, nahm ich den Faden wieder auf.
»Ja.«
»Auch eine Frau, die Sie kannten?«
Seine Lippen zuckten. In dem faltiggewordenen Gesicht arbeitete es. »Sie werden es kaum glauben, aber ich kannte die Peson tatsächlich. Sie hat sich hier in unserem Ort aufgehalten. Es war eine vom Film, wenn ich das mal so sagen darf.«
»Kennen Sie den Namen?«
»Nein!«
»Aber die Filmleute sind noch hier?« fragte Suko.
»So ist es.«
»Wo?«
»Außerhalb des Dorfes. Sie drehen in den Ruinen des alten Klosters. Es ist vor langer Zeit eingerissen und geplündert, aber nie wieder aufgebaut worden.«
»Gibt es eine Geschichte oder eine Legende um dieses Kloster?«
Der Geistliche schaute Suko an, als wollte er mit der Antwort nicht so recht herausrücken. »Sie kennen die Gegend wahrscheinlich. Hier gibt es oft Menschen, die sich etwas zurechtspinnen…«
»Bitte, Mr. Stone, reden Sie!«
»Man sagt, daß das Kloster nicht ohne Grund zerstört worden ist. In den Mauern soll damals das Böse gehaust haben. Es geht die Legende um, daß einige der Mönche weltlichen Genüssen sehr zugetan gewesen sein sollen.«
»Mehr nicht?«
»Nun ja, da ist noch eine Sache«, sagte der Pfarrer nach einigem Zögern. Seine Hände strichen unruhig über die Bettdecke. »Sie ist eigentlich eine Mär, aber innerhalb der Mauern soll ein Blutsauger, ein Vampir, Unterschlupf gefunden haben. Die Mönche hielten zu ihm. Sie haben ihm auch seine Existenz garantiert, indem sie ihm Menschen – Mädchen – zuführten die er angegriffen hat. So erzählt man sich eben. Ob es den Tatsachen entspricht, weiß ich nicht. Außerdem glaube ich nicht an Vampire. Das sind alles Schauergeschichten.«
»Aber das Filmteam drehte einen Streifen darüber?«
»Ja.«
»Gut«, ich nickte. »Dann wünschen wir Ihnen gute Besserung und bedanken uns für die Informationen, Mr. Stone.«
Der alte Pfarrer grinste pfiffig. »Sagen Sie, weshalb sind Sie eigentlich gekommen?«
»Wissen Sie das nicht?«
»Nicht allein meinetwegen.«
»Da haben Sie recht. Uns geht es auch um den Film und um diese rotblonde Frau. Ihnen kann ich es sagen. Sie ist eine dreifache

Mörderin. Wenn wir sie nicht stellen, wird sie auch weitermorden.«
Perneil Stone war blaß geworden. Er schluckte. »Sie lügen mich nicht an?«
»Nein.«
»Dann ist es gut. Damit spaßt man auch nicht.«
»Eben.«
Beide erhoben wir uns und reichten dem Pfarrer die Hand. Er wünschte uns viel Glück und Gottes Segen.
Im Gegensatz Elisa, seine Nichte. Sie war froh, daß sie uns loswurde. Ihrem Gesicht war es deutlich anzusehen. »Bleiben Sie länger im Ort?« fragte sie noch.
»Kaum. Wir interessieren uns für Filme.«
»Ach, *die* Typen meinen Sie.«
»Genau.«
Sie winkte ab. »Das sind Menschen, mit denen kann man nicht zurechtkommen.«
»Wir werden sehen.«
Unser Rover stand noch auf dem Kirchplatz. Etwas hatte sich verändert. Die Reifen waren noch heil geblieben, aber unter dem rechten Wischer klemmte ein Zettel.
Suko zog ihn hervor, las, nickte und drückte ihn auch mir in die Hand.
»Die Rache des Vampirs trifft jeden. Auch euch«, las ich halblaut vor, bevor ich den Zettel zusammenknüllte und ihn in die Hosentasche steckte.
»Na?« fragte Suko.
Ich hob die Schultern. »Irgendwie werde ich das Gefühl nicht los, daß man uns beobachtet.«
»Das glaube ich auch.« Suko strich über seinen Nacken, als hätte er Angst davor, von einem Pfeil erwischt zu werden…

***

»Denk daran, Edda, du bist die Heldin in diesem Film. Nur du allein. Auf dich kommt es an, ob der Streifen ein Flop wird oder ein finanzieller Erfolg. Deine wichtigste Rolle…«
»Ich weiß.«
»Und warum handelst du nicht danach?«
»Weil ich nicht will!«
Emmett Lester, der Regisseur, raufte sich seine wenigen Haare. Er war es gewohnt, sich mit Stars oder solchen, die sich dafür hielten, herumzuschlagen, aber die Berova setzte mal wieder allem die Krone auf.
Sie spielte die Diva, als wäre sie Liz Taylor und Joan Collins in einer Person. Den Grund kannte Lester nicht. Er saß ihr gegenüber, von den

anderen getrennt, und starrte sie an.

Die Berova war eine schöne Frau. Dunkel das Haar, glatt und ebenmäßig das Gesicht. Der Maskenbildner hatte es noch heller geschminkt und ihr noch eine Perücke aufgesetzt, damit sich die Fülle des Haares vergrößerte.

Sie trug ein langes weißes Kleid. Unter dem Rock befanden sich Reifen, so daß der Stoff abstand. Sie war so gekleidet wie eine Dame aus dem letzten Jahrhundert, und in dieser Zeit spielte auch die Handlung des Films.

Die Berova griff zu ihren Zigaretten und steckte sich ein Stäbchen zwischen die Lippen. Emmett Lester gab ihr Feuer. »Weshalb willst du die Szene nicht spielen?«

Sie blies ihm den Rauch ins Gesicht. »Weil das mein tolles Double übernehmen kann.«

»Weiß ich. Aber Rena ist nicht da. Ich kann sie auch nicht herzaubern, zum Teufel!«

»Such sie!«

»Du hast Nerven. Die habe ich doch längst gefeuert. Da ist mit Suchen nichts drin.«

»Das weiß sie ja nicht.«

»Trotzdem, ich bleibe meiner Linie treu.«

»Ich auch.«

Emmett Lester sprang auf. »Willst du, daß wir den verdammten Film kippen?«

»Nein.«

»Dann spiel die Szene! Wir haben ein ideales Gelände. Das Licht ist auch gut. Oder hast du Angst?«

Die Idee war ihm urplötzlich gekommen, und Emmett Lester erkannte an der Reaktion seines weiblichen Stars, daß er genau ins Schwarze getroffen hatte.

»Also Angst!«

»Wieso?«

»Das sehe ich dir doch an, verflucht! Du brauchst nur daran zu denken, daß es kein echter Vampir ist. Nur gut geschminkt. Du begegnest ihm, und die Sache ist geritzt.«

»Ich muß ihn töten.«

»Ja, das haben wir schon gedreht. Nur die Begegnung fehlt noch. Meine Güte«, er schüttelte den Kopf. »So was ist doch kein Problem.«

»Ich will aber nicht.«

»Rena ist nicht da, und du…« Er sprach plötzlich nicht mehr weiter, und sein Blick wurde starr. »Oder willst du mehr Geld? Soll ich deine Gage erhöhen?«

»Darüber kann man reden.« Sie lächelte schmal und trat die Kippe der Zigarette aus. »Über diesem Film liegt ein Fluch. Ich weiß, daß

drei Produzenten ums Leben gekommen sind. Das ist kein normaler Streifen. Und du bist auch informiert.«

»Ja, aber halte den Mund. Die anderen haben noch keine Ahnung.«

»Den Mund halten, das kostet bei mir etwas.«

»Wieviel?«

»Fünftausend.«

»Pfund?« staunte Lester.

Sie lachte ihn hart an. »Denkst du etwa Peseten?« Sie stand auf und trat an das Fenster des Wohnmobils. Es stand so, daß sie gegen die düsteren Klostermauern schauen konnte. »Du willst die Szene mit nur einer Kamera drehen. Ist ja ›in‹ geworden, mit der Handkamera Aufnahmen zu machen. Habe ich auch nichts gegen. John Carpenter hat es vorgemacht, daß so etwas gut ankommt, aber ich will mehr Geld.«

»Dreitausend.«

»Nein, fünf.«

»Scheiße, das kriege ich nie durch.« Emmett Lester stampfte mit dem Fuß auf.

»Wieso? Du brauchst niemanden mehr zu fragen. Die Produzenten gibt es nicht mehr.«

»Soll ich das etwa aus eigener Tasche blechen?«

»Meinetwegen.«

»Das kannst du nicht verlangen.«

Sie drehte sich scharf um. Eddas Gesicht zeigte eine Mischung aus Verschlagenheit und Wut. »Dann lasse ich den Film kippen, Emmett Lester. Darauf kannst du dich verlassen.«

»Fünftausend?« flüsterte er. »Das ist ein Wahnsinn. Darüber kann ich nicht einmal lachen.«

»Sollst du auch nicht. Meinetwegen kannst du heulen, aber ich will das Geld haben.«

Er nickte. »Es ist gut, Edda. Es ist alles okay. Du bekommst die Gage.«

Sie zeigte ihren Triumph nicht, sondern sagte kalt: »Die für Rena hast du ja gespart. Es sind also nicht Fünftausend.«

»Das macht den Kohl nicht fett.«

»Dein Problem, Emmett.«

Lester stand da und hatte die Hände geballt. Am liebsten hätte er den nachgemachten Denver-Verschnitt wer weiß wo hingeschleudert. Aber er mußte sich beherrschen. Der Umgang mit Stars gehörte eben zu seinem Job. Manchmal konnten diese verdammt unangenehm sein. »Ich gebe dir dann Bescheid.«

»Gut, ich warte.«

Emmett Lester verließ das Wohnmobil. Er sah nicht das Lächeln auf den Lippen der Berova. Sie hatte hoch gepokert und gewonnen.

Allerdings, das gab sie auch zu, war ihr nicht ganz wohl bei der Sache. Obgleich sie die Gage durchgesetzt hatte, fürchtete sie sich vor der Szene. Zwar war alles nur gespielt, da hatte Lester schon recht, aber er wußte ja nichts von der Botschaft, die sie bekommen hatte.

Auf einem kleinen Tisch stand ihre Handtasche. Sie klappte sie auf und holte einen Zettel hervor.

Die Nachricht war in dicken, roten Lettern geschrieben worden.

Man konnte sie als Drohung auffassen.

Die Rache des Vampirs trifft auch dich, du Biest!

Irgend jemand hatte ihr die Botschaft in den Wagen gelegt. Eine Warnung, das sah Edda ein. Sie wußte nur nicht, wer die Zeilen geschrieben hatte. Da kamen einige in Betracht, und sie dachte auch daran, daß der gemeinsame Halt unter den Mitgliedern des Teams nicht eben der beste war. Man arbeitete zusammen, aber man ging sich auch aus dem Weg. Und man intrigierte. Der eine war oft des anderen Teufel.

Sie ärgerte sich sogar, die Rolle angenommen zu haben. Immerhin besser, als in der Wohnung in Brighton zu hocken und auf neue Angebote zu warten.

Edda Berova steckte den Zettel wieder weg, zündete sich erneut eine Zigarette an und ärgerte sich darüber, daß die Hand, die das Feuerzeug hielt, zitterte.

War sie so nervös geworden? Oder konnte sie das Zittern als schlechtes Omen sehen?

Jemand klopfte. Es war der Vampir, der ihr Wohnmobil betrat.

Ein alter Mime, der früher Shakespeare-Stücke gespielt hatte und sich in den letzten Jahren ausgemustert fühlte. Sein Haar hatte er schwarzgrau färben lassen. In seinem langen Umhang machte er einen düsteren Eindruck. Seine künstlichen Zähne hielt er in der Rechten.

»Komm rein, Ferdy.«

Der Schauspieler schloß die Tür und setzte sich. Er wollte etwas fragen und sah, daß seine Kollegin bereits nach der Whiskyflasche gegriffen hatte. »Willst du auch einen Schluck?«

»Den kann ich vertragen.«

»Okay.«

Sie goß zwei Doppelte ein. Ferdy trank und schaute sie aus seinen bereits rot geschminkten Augen über den Glasrand hinweg an. »Ich habe gehört, daß du die Szene spielst und dich nicht doubeln läßt. Stimmt das auch?«

»Ja.« Sie trank. »Diese verfluchte Rena Peel ist verschwunden. Einfach abgehauen, dieses Miststück.«

»Dabei war sie gut.«

Das paßte der Berova nicht in den Kram. Hart stellte sie das Glas ab. »Gut, sagst du? Die war nicht gut. Die konnte sich einschmeicheln.«

Sie beugte sich vor. »Ich bin sicher, daß sie zumindest mit Emmett ins Bett gegangen ist, um den Job zu bekommen.«
»Das müßtest du beweisen.«
Edda winkte ab. »Brauche ich nicht.«
»Ich kenne die Frauen, bin ja selbst eine«, fügte sie noch spöttisch hinzu. »Aber was willst du bei mir, Ferdy?«
»Ich wollte mich nur vergewissern, daß Lester mir keinen Bären aufgebunden hat. Das ist alles.«
»Nein, ich mache es.«
Ferdy erhob sich. Er wirkte müde und abgespannt. »Dann bis gleich. Sie leuchten noch aus.«
»Wo drehen wir denn?«
»In den Gewölben. Ich soll mich dort schon aufhalten. Falls du mich nicht mehr siehst, ich bin unten und warte auf deinen Auftritt. Alles paletti?«
»Klar doch.«
Ferdy ging und ließ die Berova allein. Er blieb vor dem Wagen stehen. Sein Blick glitt dem Himmel entgegen, der nicht mehr so klar war wie noch am Morgen. Das Wetter war dabei, sich zu ändern.
Ferdy spürte es in seinem linken Fuß. Der zog immer, wenn ein Wetterumschwung bevorstand. Er rechnete damit, daß es feuchter wurde, auch drückender. Dann würde der Abend bestimmt ein Gewitter bringen.
Emmett Lester sah ihn und winkte. Ferdy ging zu dem Regisseur, der einen verbissenen Eindruck machte. »Warst du bei ihr?«
»Sicher.«
»Bleibt sie dabei?«
»Ja, sie will es machen.«
»Gut.« Lester atmete auf. »Bei der weiß man ja nie. Die sagt heute Hü und morgen Hott.« Er bewegte beide Arme fuchtelnd. »Paß auf, Ferdy, du nimmst schon deinen Platz ein und wartest. Besprochen ist alles. Du erscheinst, wenn Edda die Tür öffnet.«
»Gut.«
»Und vergiß deine Beißerchen nicht.« Lester grinste.
»Keine Sorge.« Ferdy war froh, daß sich Lester wieder beruhigt hatte. Als der Regisseur aus dem Wagen der Berova gekommen war, hatte er ausgesehen, als stünde er dicht vor einer Explosion, mit hochrotem Gesicht und schweißfeuchten Händen.
Ferdy hatte ihn auf den Grund angesprochen und ihn auch erfahren. Dennoch machte er sich seine eigenen Gedanken. Die Berova war ein geldgeiles Biest. Die kriegte man nur herum,, wenn man ihr eine höhere Gage bot.
Man mußte beim Filmen auf Kosten achten. Deshalb war das Team auch möglichst klein gehalten worden. Nur wenige Schauspieler,

einige Statisten, auch die Zahl der Techniker und Kameraleute hielt sich in Grenzen.

Ferdy grüßte alle, die er traf. Der alte Mime war beliebt. Für ihn gab es keine Starallüren. Er hatte sich noch nie als etwas Besonderes gefühlt, nur weil er Schauspieler war.

Die Umgebung der Ruine war sehr einsam. Die alten Mauern lagen hinter einem dunklen Waldstück auf einer freien, mit hohem Gras bewachsenen Fläche. Einige Leute versteckten sich noch hinter Büschen. Es gab noch mehrere unterirdische Gänge, deren Zugänge der Drehbuchschreiber bei seinen Forschungen und Exkursionen entdeckt hatte. Ob es alle waren, konnte keiner aus dem Team sagen.

Ferdy überstieg eine kleine Mauer und stand rechts neben einer alten Steinwand. Nicht weit entfernt hatten sie den Einstieg in die Gewölbe des Klosters markiert.

Der Zugang war verschüttet gewesen. Sie hatten ihn freigelegt und wieder nachgebaut. Künstliche Wände, eine ebenfalls neue, auf alt gemachte Tür, aber die Treppe war geblieben.

Über zehn ausgetretene Steinstufen führten in einen langen Keller, der Ähnlichkeit mit einem Gewölbegang aufwies. Jedenfalls wurde die Decke durch hohe Säulen gestützt. Hier hatten sie nichts zu verändern brauchen, durch diesen Gang wehte noch der Atem einer längst vergangenen Zeit. Nicht daß Ferdy sich direkt gefürchtet hätte, als er im Rechteck der offenen Tür stehenblieb, komisch war ihm schon zumute, als er die Treppe hinabschaute. Kurz vor ihm waren noch die Beleuchter dagewesen und hatten die entsprechenden Lampen angebracht. Am Rand der Treppe liefen zwei Kabel wie lange Schlangen in die Tiefe.

Die Lampen standen verteilt, so daß sie nicht auffielen. Sie warfen ihr Licht, wenn sie eingeschaltet waren, schräg in die Tiefe und waren auf bestimmte Positionen eingestellt.

Ferdy ging die Stufen hinab. Er kannte den Weg bereits, trotzdem war er vorsichtig und lief nicht zu schnell, weil er einfach sehr leicht ausrutschen konnte.

Die Säulen kamen ihm vor wie dicke Arme. Die Tür oben hatte er nicht geschlossen. So floß die Helle des Tages noch über die Stufen und teilweise auch in das Gewölbe, über das sie im Team schon oft genug gerätselt hatten.

Niemand wußte eine Erklärung für die rechteckige Felsplatte mit dem sechsarmigen Leuchter darauf. Sie sah alt aus, der Leuchter nicht. Auch nicht die beiden Ketten, die von der Decke hingen und an ihrem Ende eiserne Ringe besaßen.

Einige hatten gemeint, daß sie sogar noch in Gebrauch wären, und Leute aus Green Heaven hatten auch von einem echten Vampir gesprochen, der noch in der Tiefe hausen sollte und all die langen

Jahre überlebt hatte.
Daran glaubte natürlich keiner. Seltsam berührt jedenfalls waren sie alle, wenn sie die Geschichten hörten.
Ferdy hatte den Drehplan genau im Kopf. Er brauchte nicht lange zu suchen. Bei ihm kam es auf die Disziplin an. Die hatte er stets eingehalten und hielt sie auch jetzt ein.
Zwischen zwei Säulen und erst bei genauerem Hinsehen zu erkennen, existierte eine Tür.
Sie besaß fast die gleiche schmutzige graue Farbe wie die Wand, bestand aber nicht aus Stein, sondern aus altem Holz, das durch die lange Zeit gezeichnet worden war.
Die senkrecht aneinandergelegten Bohlenbretter wurden von ihnen durch quer geschlagene gehalten. Das Schloß funktionierte nicht mehr. Es bestand nur noch aus einem Rostklumpen. Ferdy preßte seine Hand gegen die Tür und drückte sie behutsam auf.
Das Quietschen konnte bei einem sensiblen Menschen schon eine Gänsehaut hinterlassen. Das Geräusch brauchte nicht erst künstlich geschaffen zu werden wie sonst in den Gruselfilmen. Auch die Atmosphäre in dem verliesartigen Raum war einfach optimal.
Daß hier Ratten hausten, wußte Ferdy auch. Schon öfter hatte er die Biester gesehen, wie sie über den Boden huschten und vor ihm geflohen waren.
Wer den alten Keller nicht kannte, hätte niemals einen Raum dieser Größe vermutet. Es war die Tiefe, die ihn so groß aussehen ließ. Altes Mobiliar hatte er nicht mehr enthalten. Für die neue »Einrichtung« waren die Filmleute verantwortlich.
Ferdy hätte auch im Dunkeln warten können, was ihm nicht paßte. Deshalb hatte er eine Taschenlampe mitgenommen, die er bei seinem Eintritt einschaltete.
Im Lichtspeer bewegten sich unzählige Staubpartikel. Sie tanzten und rollten hin und her. Zudem wurde noch weiterer Staub von seinen Füßen aufgewühlt, so daß die Wolken kaum ein Ende nahmen, die sich träge in das Licht hineindrückten.
Der Schauspieler ließ den Strahl nach links wandern, tupfte gegen die Wand und führte ihn noch weiter, dem eigentlichen Ziel zu.
Aus der Finsternis wurde der Umriß eines Gegenstandes herausgerissen, der einfach zu einem Vampirfilm gehörte.
Es war ein Sarg!
Kein altes Stück, ein Bastler hatte ihn auf alt getrimmt. Auch künstliche Spinnweben anfertigen lassen, die ein bleiches Netz über den Sargdeckel woben.
Im rechten Winkel zu der ersten Totenkiste stand noch eine zweite. Laut Drehbuch war sie für das Opfer gedacht. Ferdy leuchtete beide Särge ab und wunderte sich über die Lage der Deckel. Wenn ihn nicht

alles täuschte, hatten sie sich verändert.
Bei seinem letzten Besuch hatten sie nicht so schräg gelegen. Jetzt sahen sie aus, als wären sie verschoben worden. Er dachte nach, konnte sich leider nicht hundertprozentig erinnern und schob es schließlich einer Täuschung zu.
Wie lange er warten mußte, wußte er nicht. Eigentlich drängte Emmett Lester stets sehr auf Eile. Ferdy rechnete mit höchstens einer halben Stunde Wartezeit.
Er schloß die Tür.
Abermals verursachten die dabei entstehenden Geräusche bei ihm eine Gänsehaut. Er kam sich nun vor, als würde er in einem großen Sarg aus Stein hocken.
Offiziell war das trinken von Alkohol während der Dreharbeiten verboten, nur gab es kaum jemand, der sich daran hielt, Lester eingeschlossen. Besonders in den letzten beiden Tagen hatte Ferdy den Regisseur öfter einen Schluck nehmen sehen. Für ihn ein Beweis, daß nicht alles so gelaufen war, wie es eigentlich hätte sein sollen. Es gab Gerüchte, die besagten, daß die Produzenten ausgestiegen wären. Zudem hatten sie sich seit längerem nicht am Drehort blicken lassen.
Hinzu kam das Verschwinden der Rena Peel. Sie gehörte zu den Spitzenfrauen in ihrem Beruf. Als Stuntgirl war sie Klasse. Auch sie war verschwunden.
Ferdy, der schon auf die Siebzig zuging, beschloß, sich darüber keine Gedanken zu machen. Für ihn waren andere Dinge viel wichtiger. Er wollte noch ein paar Jahre leben, etwas verdienen und sich ein Sümmchen verdienen, damit er niemandem zur Last fiel.
Im toten Winkel hinter der Tür stand ein kleiner Hocker. Den holte sich der alte Schauspieler heran und ließ sich ächzend darauf nieder. Sein langer Umhang besaß an den Seiten Taschen, in denen nicht nur das Vampirgebiß steckte, sondern auch eine flache, mit Whisky gefüllte Flasche. Er würde einige kleine Schlucke nehmen, dagegen konnte niemand etwas haben, wenn er schon hier warten mußte.
Das Geräusch des aufdrehenden Verschlusses durchbrach die Stille. Danach erklang ein Gluckern. Ferdy trank. Er schloß dabei stets die Augen, für ihn war es ein Genuß.
Im Dunkeln setzte er die Flasche ab und drehte den Verschluß auch wieder zu.
Als er sie weggesteckt und einmal kurz aufgestoßen hatte, hörte er plötzlich das Geräusch.
Zuerst dachte er, daß draußen auf dem Gang irgend jemand kam oder etwas umgefallen war, das allerdings stimmte nicht, denn das Geräusch war in dem Raum erklungen, hinter ihm.
Dort standen nur die beiden Särge…
Särge?

Ferdy erschrak, als er daran dachte. Die beiden Totenkisten waren zwar leer, doch er erinnerte sich an die ungewöhnliche Lage der Deckel und wurde mißtrauisch.

Seine Hand glitt in die andere Tasche, um die Lampe hervorzuholen. Das Geräusch blieb. Es war ein Schaben oder Kratzen, als würden lange Fingernägel über dünnes Holz schleifen.

Endlich hatte er die Lampe, schaltete sie ein, drehte sich um – und richtete den Strahl auf einen der beiden Särge.

Im gleichen Augenblick fiel der Deckel ab. Jemand hatte ihn von der unteren Hälfte gestoßen. Eine Person, die im Sarg saß, als würde sie in der Badewanne hocken.

Ferdys Herz schlug rasend schnell, als er die Person erkannte, die rotblonde lange Haare hatte und ein ebenfalls rötlich schimmerndes Kleid trug.

»Hallo, Vampir«, sagte sie.

Ferdy schluckte. Er spürte noch den Whiskygeschmack in der Kehle. »Rena… Rena … was machst du hier?«

Sie lachte ihn an und zeigte sich unbeeindruckt. »Ich bin gekommen, Ferdy, um dich zu töten. Ab jetzt läuft der Film nach meinen Regieanweisungen weiter.«

Der alte Schauspieler wußte nicht, ob er hier eine Filmszene proben sollte, ob er träumte oder dies alles eine furchtbare Tatsache war. Er saß unbeweglich und leuchtete nicht direkt in das Gesicht der Frau. Dennoch konnte er Rena sehen, die in ihrem Sarg hockte und den Mund zu einem kalten Lächeln verzogen hatte. Ein Teil ihres Gesichts lag im Schatten. Die Augen aber konnte er erkennen. Sie leuchteten kalt und gnadenlos.

Sekunden verstrichen, ohne daß jemand etwas sagte. Schließlich war es Ferdy, der tief Luft holte. Auf die vorherigen Worte ging er nicht ein. »Du bist also doch da, Rena. Das freut mich. Man… man hat dich schon vermißt. Die anderen wollten ebenfalls …«

»Hat man mich wirklich so sehr vermißt?«

»Ja, Rena.«

Sie nickte. »Das ist gut. Bald werden sie mich von einer anderen Seite kennenlernen. Es tut mir leid für dich, Ferdy. Ich habe dich gemocht, du warst nicht so wie die anderen. Nicht so überheblich und arrogant. Du hast jeden akzeptiert, auch mich, das Stuntgirl. Aber die Pläne stehen nun einmal fest. Ich kann sie nicht ändern. Ich muß Horatio Rubicus gehorchen, begreifst du?«

»Nein. Von wem redest du?«

»Von dem Vampir.«

»Aber das bin ich doch!« Ferdy lächelte gequält.

»Ich spreche von dem echten.«

Der alte Mime schrak zusammen. Er überlegte, auf seiner Stirn

zeichnete sich ein Muster aus Falten ab. »Das… das ist wohl ein Witz? Du machst dich lustig über mich …«

»Nein, Ferdy, es ist kein Witz. Ich muß mit dir den Anfang machen. Du hättest nicht kommen sollen. So aber hast du Pech gehabt. Du bist auch nicht der erste auf meiner Todesliste. Ich habe bereits drei Menschen getötet. Es waren die Produzenten des Films…«

»Moment mal!« unterbrach Ferdy sie und setzte sich noch steifer hin. »Produzenten?«

»Die Geldgeber. Horatio wollte nicht, daß man über ihn einen Film drehte. Er hatte seine eigenen Pläne, und ich helfe ihm dabei, sie durchzuführen. Das ist alles.«

»Dann bist du eine Mörderin!« flüsterte der alte Schauspieler.

»Du mußt es so sehen, ich aber sehe es anders. Ich tue in gewisser Hinsicht nur meine Pflicht, mehr nicht. Diskutieren kann ich nicht mehr länger. Sprich noch ein letztes Gebet, Ferdy…«

Er wollte es noch immer nicht glauben. Ferdy hatte so lange auf der Bühne gestanden und in den Dramen von Shakespeare mitgespielt. Dabei war ihm oft genug eine Gänsehaut über den Rücken gelaufen. Doch das war alles Schauspiel gewesen. Was er hier aber erlebte, war bittere Realität. Die Frau wollte ihn töten, daran ging kein Weg vorbei. Sie hatte nicht geblufft, das sah er in den folgenden Sekunden, als sie ihren rechten Arm bewegte, so daß die Hand über den Rand des Sargdeckels schwebte.

Zwischen Daumen und Zeigefinger hielt sie etwas Langes, Spitzes, das im Schein der Taschenlampe aufglänzte.

Ein Pfeil…

Und sie holte aus.

»Nicht doch! Nein, nicht…« Der alte Mann würgte die Worte hervor. Rena Peel kannte kein Pardon. Sie schleuderte den Pfeil wuchtig und genau gezielt aus dem Handgelenk.

Ferdy bekam noch den harten Schlag an der Stirn mit, auch den aufflammenden glühenden Schmerz, und einen Moment später versank die Welt in den Schatten des Todes.

Er war nach hinten gekippt und hatte kaum den Boden berührt, als Rena geschmeidig aus dem Sarg kletterte und auf den Toten zulief. Sie packte ihn unter den Achseln und schleifte ihn auf den Sarg zu, aus dem sie gestiegen war.

Wenig später hatte er ihren Platz eingenommen, und auch der Deckel lag wieder auf dem Unterteil.

Sie ruhte sich nicht aus, denn Teil zwei des Planes mußte in Angriff genommen werden. Anschließend folgte der dritte Teil, das Finale.

Sie öffnete den zweiten Sarg.

Die Lampe des Schauspielers hatte sie zur Seite gelegt, um Licht zu haben. Die Gestalt richtete sich in dem Sarg auf.

Es war der echte Vampir…

Bleich, faltig, mit verzerrtem Mund und Augen, die blutunterlaufen aussahen.

Er hatte die obere Lippe zurückgeschoben. Die beiden eng zusammenwachsenden Zähne schauten hervor wie kleine, weiße Säbel. Er streckte seiner Helferin die knochigen Hände mit der dünnen, bleichen, alt wirkenden Haut entgegen und ließ sich von ihr aus der Totenkiste helfen.

»Blut!« flüsterte sie, »gleich wirst du es bekommen. Das Blut der Frau wird dir munden. Ich habe alles vorbereitet.«

Horatio Rubicus nickte. Für ihn wurde es Zeit, daß er sich wieder labte.

Rena trat zurück. Sie würde nicht eingreifen, nur beobachten.

Aber die Berova stand auf ihrer Liste…

***

»Bist du fertig, Edda?« fragte Emmett Lester.

»Ja, mit den Nerven.«

»Rede doch nicht so einen Unsinn! Wenn du gut bist, steht die Szene schon beim erstenmal.«

»Ich bin immer gut.«

»Das weiß ich ja.«

»Dann erzähle auch nicht so einen horrenden Blödsinn! Ich habe mir das Drehbuch noch einmal genau durchgelesen. Ich werde also in den Keller gehen und das Verlies betreten.«

»Dort wartet Ferdy dann. Und denk daran, es wird dich nur ein Kameramann begleiten. Wir filmen in Augenhöhe. Der Zuschauer soll deine Angst mitbekommen.«

»Ja, alles klar.«

Der Kameramann stand vor ihr. Emmett Lester hob die Hand.

Sein Assistent hielt schon die Klappe bereit. Noch zwei Sekunden, dann gab der Regisseur das Zeichen.

Die Klappe fiel.

»Vampirbiß die erste!« rief der Assi.

Die Berova schritt vor. Sie hatte bereits am Rand der Treppe gewartet. Beim ersten Schritt schon hatte sie die oberste Stufe erreicht.

Der Kameramann hatte es schwerer als sie. Er befand sich vor ihr, dabei tiefer und mußte rückwärts gehen.

An bestimmten Stellen waren Scheinwerfer aufgebaut worden, die ein sehr mieses Licht gaben, das aber ausreichte, um die entsprechende Atmosphäre auf die Leinwand oder den Bildschirm zu bringen. Wenn die nötige Musik als Untermalung hinzukam, konnte der Streifen seine Wirkung einfach nicht verfehlen.

Die Treppe war lang, viel zu lang für Eddas Geschmack. Sie dachte an die Erhöhung der Gage und ging weiter. Dabei brauchte sie sich nicht einmal anzustrengen, um ein ängstliches Gesicht aufzusetzen. Das hier unten war keine gebaute Kulisse, der Gang war echt und mehrere Jahrhunderte alt. Seine Wände strömten den Atem der Vergangenheit aus. Sie hatte viel Blut und Tränen gesehen, das wußte auch Edda, die sich mit der Geschichte des Klosters befaßt hatte.

Einen echten Vampir sollte es hier gegeben haben, der die Mönche terrorisiert hatte. Manche sprachen sogar davon, daß der Blutsauger noch existierte. Daran wiederum glaubte Edda nicht. Es gab keine Vampire, davon war sie überzeugt.

Dennoch – allein der Gedanke an die Geschichte des Klosters zauberte auf ihr Gesicht eine Gänsehaut.

Sie brauchte die Furcht nicht zu spielen, die war einfach vorhanden, und sie wich auch nicht, je tiefer Edda in das geheimnisvolle Gewölbe eindrang. Edda konnte sich daran einfach nicht gewöhnen.

Der Kameramann bewegte sich geschickt. Er war noch jung, aber schon ein Meister seines Faches. Von seinem Gesicht konnte Edda nicht viel erkennen, der größte Teil wurde von der Kamera verdeckt. Der Mann konnte sich fast lautlos bewegen. Manchmal kam es Edda vor, als würde er vor ihr tänzeln. Und er behielt sie stets im Auge.

Großaufnahme des Gesichts, auch Distanz, das alles stellte er ein und nahm es auf.

Edda glaubte fest daran, gut zu sein. Die Angst brauchte sie nicht zu spielen, sie war einfach vorhanden. So stark hatte sie eigentlich noch nie gespielt.

Unter der Decke und nicht weit von der Tür, durch die sie gehen mußte, war ein Scheinwerfer installiert worden. Hinter der Tür standen die beiden Särge, von denen einer für sie reserviert war.

Wenn sie nach vorn schaute, erkannte sie die beiden Ketten, die von der Decke herabhingen. Sie schwebten über einer Felsplatte, die sich teilweise über den Boden erstreckte.

Alle hatten herumgerätselt, für was die Ketten wohl Nütze waren.

Keiner hatte es gewußt.

Sie blieb überrascht stehen, denn sie hatte die Tür entdeckt.

Edda überlegte, so war es im Drehbuch vorgesehen. Dann wandte sie sich nach links. Nervös huschte die Zungenspitze über ihre Lippen. Der Kameramann schlich herbei. Er richtete sein Objektiv direkt auf die verrostete Türklinke, um sie in Großaufnahme herbeizuholen.

Edda streckte den rechten Arm vor.

Eine zitternde Hand umfaßte die Klinke, drückte sie nach unten.

Auch im Raum dahinter hatten die Filmleute für eine entsprechende Beleuchtung gesorgt. Sie konnte von außen eingeschaltet werden. Diese Aufgabe übernahm der Kameramann.

Edda Berova trat hinein in das unheimliche Verlies, durch das ein fahler Schein floß und zwischen den Mauern ein unheimliches und geheimnisvolles Zwielicht hinterließ.

Vampirstimmung…

Ängstlich und leicht zitternd ging sie vor. Der erste Schritt über die Schwelle war der Schlimmste.

Der Kameramann blieb jetzt hinter ihr. Er filmte über ihre Schulter hinweg direkt auf die beiden alten Särge, die so präpariert waren, daß der Zuschauer meinte, Totenkisten vor sich zu haben, die einige hundert Jahre alt waren.

Staub, Spinnweben, das alles brachte eine schaurige Kulisse. Edda ging sehr langsam vor. Der Mann mit der Kamera hatte das Verlies ebenfalls betreten und filmte weiter.

Das Surren des Apparates beruhigte sie irgendwie. Edda folgte den genauen Regieanweisungen. Sie durfte jetzt nicht in die Kamera hineinschauen. Ihre Blicke mußten weiterhin den beiden Särgen gelten, und sie hatte einen entsetzten Gesichtsausdruck aufgesetzt, der nicht einmal gespielt war, da sie sich tatsächlich fürchtete.

Dann fiel die Tür zu.

Das störte sie, da es nicht im Drehbuch stand. Hatte der Kameramann es getan?

Nein, er stand zu weit weg.

Sie schaute ihn an – und hörte sein Röcheln.

Edda war völlig irritiert. Was jetzt ablief, kam ihr wie ein Alptraum vor. Es war nicht normal. Der Mann stand zwar auf der Stelle, doch er hatte eine Haltung eingenommen, als wäre er eingefroren und würde trotzdem jeden Moment kippen.

Plötzlich wurde die Kamera zu schwer für ihn. Sie rutschte von seiner Schulter weg. Gleichzeitig schaffte auch er es nicht mehr, sich auf den Beinen zu halten. Die Knie gaben nach, er bekam das Übergewicht und kippte der Frau entgegen.

Edda stand unbeweglich. Vor ihr krachte der Mann zu Boden. Mit ihm die teure Kamera, aber das interessierte sie alles nicht. Sie schaute statt dessen auf seinen Rücken.

Und darin steckte, haargenau im Zentrum und hervorragend gezielt, ein Dart-Pfeil!

Edda war erstarrt. Sekunden später änderte sich die Haltung. Sie wollte schreien, da erschien eine andere Person wie aus dem Nichts.

Edda spürte die Spitze eines Dart-Pfeils in ihrem Nacken und vernahm eine scharfe, flüsternde Stimme.

»Wenn du einen Laut von dir gibst, bist du jetzt schon tot…«

***

Die Berova wußte nur eins. Das war kein Spiel mehr, kein Film,

sondern tödlicher Ernst. Und die Person, die hinter ihr stand und sie gewarnt hatte, war Rena Peel, ihr Double, das Stuntgirl, das sie irgendwie haßte.

»Ich habe den Kamerafritzen getötet, Edda. Was du im Nacken spürst, ist ebenfalls die Spitze eines Pfeils. Ein kleiner Druck nur, und es ist um dich geschehen.«

»Ja…«

»Gut, dann können wir weitermachen.«

»Wieso?«

Rena lachte leise. »Der Film ist noch nicht beendet. Jetzt läuft er nach meiner Regie weiter, verstehst du?«

»Nein, ich…«

»Hör zu, Süße! Du bist gekommen, um die Hauptrolle in einem Vampirfilm zu drehen. Das finde ich gut, sogar so gut, daß ich nichts dagegen habe. Nur wird der Film anders ablaufen, als es im Drehbuch steht. Ihr habt alle gedacht, daß alte Legenden nicht wahr sein können. Und ihr alle habt euch geirrt. Schau genau auf den zweiten Sarg, Süße. Da wird der Vampir erscheinen.«

»F… Ferdy?« würgte sie hervor.

»Ferdy liegt im ersten. Er wird nie mehr einen Vampir spielen können. Ich habe ihn…«

»Nein, sprich nicht weiter. Nein…«

»Sieh hin!«

Edda konnte nicht anders. Der Druck im Nacken, die hart gesprochenen Befehle, das alles trug dazu bei, daß sie nicht mehr sie selbst war. Sie mußte gehorchen.

Und sie sah hin.

Viele Zuschauer bekamen im Kino eine Gänsehaut, wenn die das Geräusch eines über das Unterteil rutschenden Sargdeckels hörten.

Auch Edda wurde von Furcht geschüttelt, als sie sah, daß sich der Deckel verschob, an einer bestimmten Stelle das Übergewicht bekam, dann kippte und der Sarg endlich offen war.

Sie erkannte, daß jemand darin lag, und sie wußte auch, daß es nicht Ferdy war.

Wirklich ein echter Blutsauger?

»Jetzt wirst du einen Film als Realität erleben«, flüsterte Rena, »gib genau acht…«

Der Vampir zuckte, bevor er die Arme anhob und zwei bleiche Hände den Sargrand umklammerten. Sie gaben dem Körper den nötigen Halt, damit sich der Vampir abstützen konnte.

Edda vergaß die Spitze des Dart-Pfeils, der gegen ihre Haut drückte. Ihr Interesse galt einzig und allein der fürchterlichen Gestalt im Sarg, die auch vor dem künstlichen Licht der am Boden liegenden Taschenlampe nicht zurückschreckte.

Es sorgte dafür, daß der Blutsauger und auch die Menschen etwas erkennen konnten.

Horatio Rubicus, der Uralte, kroch aus seinem Sarg hervor. Er stützte sich mit der rechten Hand so stark ab, daß der Sarg fast kippte. Bevor er noch fallen konnte, war der Blutsauger oben, blieb stehen und starrte gegen sein Opfer.

Er stand nicht sehr günstig. Dennoch erkannte die Berova das fürchterliche Gesicht, aus dem die beiden Augen in verschiedener Höhe schauten.

Auch der Mund war nicht geschlossen. Er wirkte wie ein gieriger Schlund, aus dem alles kriechen konnte. Angefangen vom widerlichen Schleim, bis hin zu Würmern und Insekten.

Er breitete die Arme aus. Es geschah nicht fließend, eher intervallweise, und so öffnete er auch seine Handflächen.

Edda wußte nicht, wie sie sich verhalten sollte. Die Angst war schlimm. Tief saugte sie die Luft ein. Dabei schmeckte sie den Moder und den alten Staub auf der Zunge und im Gaumen.

Rena gefiel die Reaktion ihrer Gefangenen nicht. Sie befürchtete, daß die Berova ausflippen könnte. »Wenn du schreist oder es auch nur versuchst, ramme ich dir den Pfeil in den Nacken. Ist das klar?«

»Sicher…«

»Gut.« Rena flüsterte weiter. »Du wirst den Vampir erleben, wie er zu dir kommt. Er wird dich nehmen, denn ich habe dich ihm versprochen. Ich bin seine Dienerin. Ich habe ihm mein Leben zu verdanken. Er hat mein Blut verschont, damit er das deine bekommt. Du bist der Anfang der Kette, die immer mehr Glieder bekommen wird.«

Edda hörte nicht hin. Sie stand unter einem nie gekannten Druck und schwitzte dermaßen stark, daß selbst ihre Filmschminke auf dem Gesicht zerlief.

Der Unhold ließ sich nicht aufhalten. Ohne zu stolpern, stieg er aus dem Sarg. Dabei schwankte er etwas. Es sah so aus, als würde er glatt nach links wegkippen.

Ein Irrtum, er fing sich schnell und starrte nur sein Opfer an. Die Berova war unfähig, sich zu bewegen. In ihrem Innern saß irgend etwas fest, über das sie nicht sprechen konnte. Es war ein fürchterlicher Druck. Ihr Herz schlug hart und schnell. Die Angst behinderte auch ihre Sehfähigkeit. Sie sah den Blutsauger nur mehr als einen allmählich verschwimmenden Schatten, aus dem zwei Arme und gespreizte Hände hervorgeschoben wurden und plötzlich über ihr Gesicht streichelten.

Edda stöhnte auf, als sie die Berührung spürte. Das war natürlich was für Rena.

Hart und gleichzeitig triumphierend lachte sie auf. »Ja, so wollte ich

es haben. Nur so und nicht anders. Mach weiter, mein Freund. Sie gehört dir, Horatio.«

So als hätte er die Worte genau begriffen, nickte er und brachte dabei seinen Kopf in eine Schräglage. Seine linke Hand krallte er in das Haar der Schauspielerin und zog so den Kopf zur Seite.

Edda wehrte sich nicht. Sie merkte nicht einmal, daß Rena Peel die Spitze des Dart-Pfeils zurückgezogen hatte. Jetzt gab es für sie nur noch den Blutsauger, der ihren Kopf so weit zur Seite gezogen hatte, daß sich die Haut am Hals straffen konnte.

Richtig für den Biß!

Sehr langsam senkte der Vampir sein Gesicht der Haut am Hals entgegen. Er hatte die Lippen schon verzogen, die Zähne waren gefletscht, die beiden langen, dicht nebeneinanderstehenden Vampirhauer zitterten fast.

Dann biß er zu.

Nicht nur Edda Berova schrak zusammen, auch Rena Peel. Sie hatte sich so gedreht, daß sie von oben her in das Gesicht ihrer Rivalin schauen konnte.

Es war verzerrt, aber die Züge entspannten sich plötzlich, als der Vampir das Blut saugte.

Es schien so, als würde sie den unheimlichen Vorgang genießen, der ihr den allmählichen Tod und das untote Leben gleichzeitig brachte…

***

»Sie haben mir gerade noch gefehlt!« Die Worte sagte der Regisseur Emmett Lester, als wir ihm erklärt hatten, wer wir waren. »Was wollen Sie überhaupt bei uns?«

»Sie beschützen«, sagte Suko.

»Vor wem?«

»Möglicherweise vor einer Killerin und vor einem Vampir!«

»Das heißt Ferdy und…«

»Vor einem echten, Sir!«

Da starrte uns der Mann an, als wären wir geisteskrank. An seiner Stelle hätten wir sicherlich nicht anders gehandelt, aber wir mußten den Tatsachen nun mal ins Auge sehen.

Er schluckte einige Male und verlangte, daß wir die Sätze wiederholten.

Diesmal redete ich.

»Hören sie auf!« unterbrach er mich, »und verschwinden Sie. Es gibt keine echten Vampire. Was wir hier drehen, das ist der Stoff einer alten Legende, die dem Drehbuch zugrunde liegt.«

»Manchmal entsprechen Legenden der Wahrheit!« hielt ich ihm vor.

»Und Sie als Bullen glauben das?«

»Ja, stellen Sie sich das mal vor.«

»Das ist Quatsch.«

Ich hatte gewußt, daß wir es schwer haben würden. Es war schon schwierig gewesen, die Leute überhaupt zu finden. Die Zufahrt zum Drehort lag versteckt, jetzt aber waren wir da und kamen uns nicht so vor, als würden wir den Betrieb aufhalten.

Lester fuhr über sein schütteres Haar und legte den Kopf schief.

»Okay, den Vampir haben Sie mir unter die Nase gebunden. Aber was ist mit der Mörderin?«

»Vor der möchten wir Sie auch beschützen.«

»Und wie heißt die Dame?«

»Keine Ahnung«, erwiderte ich.

Emmett Lester glotzte uns starr an. Er wurde weiß. Wahrscheinlich eine Farbe, die sich in ein tiefes Rot ändern würde, wenn er einen Wutanfall bekam.

»Sagen Sie mal, haben Sie noch alle Tassen…?«

»Die haben wir im Schrank, Mr. Lester«, erklärte ich ihm knallhart. »Es geht uns um eine dreifache Mörderin, die Sie möglicherweise kennen.«

Das verschlug ihm die Sprache. »Und wer soll das, bitte schön, sein?«

»Eine Frau mit rotblonden Haaren, die zu Ihrem Team gehört, Mr. Lester«, sagte Suko.

Der Regisseur schrak zusammen. »Rotblonde Haare«, hauchte er und verzog die Lippen.

»Ja…«

»Ich kenne diese Person, aber sie gehört nicht zu unserem Team. Sie hat einmal dazugehört.«

»Weshalb nicht mehr? Und wie heißt sie?«

Emmett Lester starrte Suko an. »Weil ich sie gefeuert habe, deshalb. Ihr Name ist Rena Peel. Sie hat bei uns als Stuntgirl gearbeitet und ist plötzlich verschwunden, ohne eine Nachricht zu hinterlassen. Reicht Ihnen das, Mister?«

»Ja«, sagte Suko. »Es ist zwar nicht viel, aber man kann etwas damit anfangen.«

»Ich weiß auch nicht, wo sie hin ist, aber…«

»Es hat drei Tote gegeben«, sagte ich.

»Nicht so laut.« Er schaute sich um, weil er Angst hatte, daß jemand aus dem Team etwas mitbekommen konnte. »Sie sprechen von den Produzenten, nicht wahr?«

»So ist es.«

»Ich hörte davon, Mr. Sinclair, aber ich habe es nicht weitergesagt. Es ist unwahrscheinlich…«

»Rena Peel«, sagte ich. »Aller Wahrscheinlichkeit nach ist sie die Mörderin.«

Er wollte mir nicht glauben. »Was sollte sie dazu veranlaßt haben,

die drei Männer zu töten?«
Ich schaute mich um. Wir hatten Aufmerksamkeit erregt. Zwar gaben die Filmleute so etwas wie Geschäftigkeit vor, heimlich jedoch beobachteten sie uns. »Das wissen wir nicht. Um es aufzuklären, sind wir hergekommen. Es ist auch möglich, daß Rena und der Vampir eine Allianz des Schreckens eingegangen sind.«
»Hören Sie mit Ihrem verdammten Vampir auf. Unser Blutsauger heißt Ferdy Bross und ist ein alter Mime. Einen echten Vampir gibt es hier nicht. Das Kloster ist zerstört…«
»Was nicht besagt, daß nicht ein Vampir überlebt haben könnte«, meinte Suko.
»Glauben Sie daran?«
»Ja!«
Der Regisseur wußte nicht, was er sagen sollte. Er hielt uns für verrückt, das sahen wir ihm an. Nur traute er uns nicht, uns das ins Gesicht zu sagen.
Deshalb kam er wieder auf das Thema Rena Peel zu sprechen.
»Sie wissen genau, daß diese Person eine Mörderin ist?«
»Zu neunundneunzig Prozent.«
»Aha.«
Ich kam jetzt auf seine Arbeit zu sprechen. »Wissen Sie, ich bin ja kein Fachmann, aber mich wundert nur, daß Sie hier nicht drehen. Hat das einen besonderen Grund?«
»Wir drehen ja.«
»Ohne Sie?«
»Ich wäre zu unserem Drehort gegangen, wenn Sie mir nicht dazwischengekommen wären. Wir versuchen es, mit einer Einstellung. Das heißt, der Drehort befindet sich unter der Erde. Ich lasse die Hauptdarstellerin in ein Gewölbe laufen, wo sie dann ihre Begegnung mit einem Vampir hat.« Er grinste schief. »Aber nicht mit einem echten. Ein Kameramann ist dabei. Wir experimentieren hier ein wenig, weil wir die Aufnahmen aus einer bestimmten Perspektive machen wollen. Das ist alles abgesprochen.« Er schaute auf die Uhr. »Beide werden gleich zurückkehren und auch den Blutsauger im Schlepptau haben.«
»Da sind Sie sicher?«
»Klar.«
Suko hob die Schultern. »Können wir uns den Drehort einmal anschauen?«
»Nein, das ist unmöglich!«
»Weshalb?«
»Sie würden nur stören.«
»Wir müssen einen Fall aufklären, Mr. Lester.«
»Der keiner ist, wahrscheinlich.«

Ich schüttelte den Kopf. »Klar, ich kann Sie verstehen, aber denken Sie an die drei Toten.«

»Die sind doch etwas anderes als ein Vampir. Das ist normal und…«

»Für uns sind drei Tote nicht normal«, erklärte ich, »obwohl wir einiges gewohnt sind.«

Er hob die Schultern. »Das war in London. Hier herrschen andere Gesetze. Hören sie. Es gibt hier keinen echten Vampir. Den hätten wir längst entdeckt.«

»Kommt darauf an, welche Pläne er hat?«

Lester mußte lachen. »Ein Vampir und Pläne? Das glauben Sie doch selbst nicht.«

Ich wußte auch nicht, wie wir ihn überzeugen sollten. Es war am besten, wenn wir uns das Verlies, in dem gedreht wurde, einmal persönlich anschauten.

Das sagte ich ihm auch.

Lester nickte. »Gut, Sie sehen, ich bin kooperativ. Aber erst, wenn wir mit der Szene fertig sind, bekommen Sie die Erlaubnis, in das Gewölbe hinabzusteigen.«

Suko schaute ihn mit hochgezogenen Augenbrauen an. »Glauben Sie vielleicht, wir würden ihre Erlaubnis abwarten, wenn es um Leben und Tod geht?«

Er senkte den Kopf. Seine Lippen zuckten dabei. Lester wagte es nicht, uns offen ins Gesicht zu schauen.

»Also, was ist nun?« fragte ich mit ziemlich scharfer Stimme.

»Ja, Sie Quälgeist.« Lester hob den Kopf und schaute auf seine Uhr. »Ich glaube, daß die Szene allmählich im Kasten ist. Deshalb können wir es versuchen, in das Gewölbe zu gehen. Kommen Sie mit, ich zeige Ihnen den Zugang.«

»Danke.«

Wir stiefelten hinter dem Regisseur her, der seinen Frust loswerden mußte und einige Mitarbeiter anschrie, daß sie sich bewegen und nicht herumstehen sollten.

»Sind Sie unseretwegen so nervös?« fragte Suko.

»Auch.«

»Und was ist der andere Grund?«

Lester blieb stehen. »Das kann ich Ihnen sagen. Eigentlich hätte die Berova schon zurück sein müssen.«

»Ist das die weibliche Hauptdarstellerin?« fragte ich.

»Genau.« Er hob beide Arme, als hätten wir ihm etwas getan.

»Jetzt sagen Sie nur nicht, es liegt an dem echten Vampir, den sie möglicherweise getroffen hat.«

»Wir denken es.«

»Quatsch.« Er ging weiter und übersprang die Reste einer Mauer.

Wir taten es ihm nach und landeten im hohen Gras, das mit Unkraut

vermischt war und uns bis über die Schienbeine reichte.
Lester deutete schräg nach vorn. Unter niedrigen Bäumen breiteten sich die ersten Schatten aus. Die Sonne war ebenfalls verschwunden. Graue Wolken hatten eine lange Bank gebildet. Es war schwül geworden. Die Mücken flogen sehr tief und hielten sich geballt unter den Zweigen. Sie huschten auch an unseren Gesichtern vorbei oder kitzelten die Haut.
»Hier ist gleich der Einstieg«, erklärte er. »Wir haben ihn durch Zufall gefunden. Auch die Treppe, die in das Gewölbe führt. Es ist fast noch so erhalten wie früher. Selbst die hohen Säulen stehen noch. Eine Stätte des Schreckens.«
»Okay, das lieben wir.«
»Sie sind pervers.«
»Nein, Realisten«, sagte ich.
Lester ging vor. Er schlug noch einen kleinen Bogen, dann hatten wir das Ziel erreicht.
Aus dem Einstieg fiel künstliches Licht, wenn auch nicht in einer geballten Menge. Man hatte an bestimmten Stellen Scheinwerfer aufgebaut, die eine nach unten führende Treppe so ausleuchteten, daß die unheimliche Atmosphäre geblieben war. Also nicht zuviel Licht.
Die Stufen bestanden aus Stein, waren ziemlich breit und führten in die Tiefe eines Ganges hinein, der von hohen Säulen abgestützt wurde.
»Hier verfilmen wir die Geschichte des Blutsaugers Horatio Rubicus, der es schafft, die Insassen eines alten Klosters unter seine Knute zu bekommen.«
»Wie geht die Sache aus?«
»Bei uns im Film gut. Ich sage ihnen…« Was er sagen wollte, darüber schwieg er sich aus, denn nicht nur Lester hatte die weibliche Gestalt am Ende der Treppe entdeckt, die dabei war, die Stufen hochzusteigen. Eine dunkelhaarige Frau in einem langen Kleid.
»Das ist Edda!« Er schaute uns an und lachte. »Sehen Sie vielleicht einen Vampir?«
»Nein.«
»Na bitte?«
»Und wo steckt Ihr Kameramann?« fragte Suko.
Da hatte er bei Lester einen schwachen Punkt erwischt. Der Regisseur wurde bleich. »Nun«, sagte er und strich dabei mit den Händen über sein Haar. »Können Sie mich nicht etwas leichteres fragen?«
»Im Prinzip schon, aber wir müssen der Tatsache ins Auge sehen. Am besten fragen Sie mal Ihren weiblichen Star.«
Emmett Lester war unsicher geworden. Auf seiner Stirn bildeten sich Schweißtropfen. Das bekam Suko sehr genau mit. Er hielt sich mit einem Kommentar zurück, auch ich mischte mich nicht ein, weil ich mich auf die Berova konzentrierte.

Ich habe schon oft genug Menschen die Treppe hochkommen sehen. Auch ich war mehr als einmal eine alte Steintreppe hochgeschritten, und ich wußte auch, wie jemand ging, dem es schwerfiel, die Stufen zu nehmen.

So ähnlich sah es bei der Berova aus.

Sie kam, und trotzdem schien es so zu sein, als wollte sie nicht näher kommen.

Schwerfällig setzte sie ihre Schritte. Je höher sie ging, um so langsamer wurde sie. Einmal blieb sie stehen und wischte mit der Hand durch die Luft, als wollte sie Fliegen verscheuchen.

Diese Reaktion war nicht normal. Da steckte etwas dahinter. Ich bekam eine leichte Gänsehaut, als ich daran dachte, daß wir mit unserer Vermutung recht haben konnte.

War sie ein Vampir geworden?

Noch konnte ich nichts erkennen, denn die Frau hielt ihren Kopf gesenkt und schaute mehr auf die Stufen als in die Höhe. Sie schien unter einem immensen Druck zu stehen, stützte sich an der Wand ab und schob sich so weiter.

Einmal stolperte sie. Die Stufenkante war einfach zu hoch für sie gewesen. Bevor sie fiel, konnte sie sich noch abstützen.

Das war auch Lester und Suko aufgefallen. Mein Freund warf mir einen wissenden und ahnungsvollen Blick zu, während er auf seine Beretta deutete.

Ich nickte zum Einverständnis.

Der Regisseur wurde nervös. »Verdammt!« flüsterte er, »was ist mit der Berova los?«

»Sie könnte einen Vampir getroffen haben«, erwiderte Suko trocken. »Dann wissen Sie ja, was…«

»Reden Sie doch keinen Quatsch!«

Während die beiden sprachen, hatte ich die Kette über den Kopf gestreift, an der ein Kreuz hing. Die Kreuze waren aus der Kirche entfernt worden, weil Vampire sich davor fürchteten. Für uns war es auch der Beweis gewesen, daß sich ihre grausamen Pläne auch auf den Ort Green Heaven erstreckten.

Ich ließ meinen Talisman nicht offen vor der Brust hängen. Er verschwand in der Tasche.

Sie hatte noch fünf Stufen vor sich. Der letzte oder der erste Scheinwerfer lag bereits hinter ihr. Den Rest der Strecke mußte sie im normalen Licht zurücklegen.

Es floß durch den Eingang, hatte sie aber noch nicht erreicht. Zudem hatte sie den Kopf gesenkt, so daß ihr Gesicht ebenfalls im Schatten lag.

»Sie gehen am besten zurück«, sagte ich zu Lester.

»Wieso?«

Suko griff ein. »Tun sie, was mein Kollege gesagt hat.« Er schob den Regisseur zurück.

Lester protestierte nicht mehr. Ich trat auf die erste Stufe. Hinter mir zog Suko seine Waffe.

Das hatte Lester gesehen. »Sind Sie denn verrückt geworden?« keuchte er.

»Halten Sie sich da raus!«

Im gleichen Augenblick hob die Frau den Kopf. Sie machte den Eindruck, als wollte sie nicht mehr weitergehen. Dafür schaute sie den Rest der Treppe hoch und zeigte mir ihr Gesicht.

Es war blaß, nein, bleich…

Dies bewies noch nicht, daß wir es mit einem Vampir zu tun hatten, aber ich sah die dunklen Flecke an ihrem Hals. Dort mußte der Blutsauger sie gebissen haben…

»Hallo, Edda!« sprach ich sie an.

Sie hörte ihren Namen, duckte sich, hob dann den Kopf noch weiter, so daß sie mich direkt anschauen konnte.

Aus ihrem Mund drang ein leises Zischen, als sie die Lippen zurückzog und uns zwei Zähne zeigte, die sie vor Stunden noch nicht besessen hatte.

Es waren die Bluthauer!

Jeder Zweifel war ausgelöscht. Edda Berova war in diesem Gewölbe zu einem Vampir geworden…

***

Auch der Regisseur hatte sie beobachtet und das Schreckliche gesehen. Wir hörten ihn scharf atmen und auch aufstöhnen. Dann begann er zu flüstern. »Nein, das ist nicht wahr! Die erlaubt sich einen Scherz.« Er streckte den Arm aus. »Sie hat sich von Ferdy das Gebiß geben lassen. Die will uns reinlegen, damit wir Angst bekommen sollen.« Er lachte hoch und schrill. Wahrscheinlich war er sich seiner Worte selbst nicht sicher.

»Irrtum, mein Freund«, flüsterte ich. »Die Berova ist zu einem echten Vampir geworden. Die Legende stimmt. Es hat tatsächlich jemand überlebt. Horatio Rubicus hat auf sie gelauert.«

»Aber das ist Wahnsinn…«

»Da gebe ich Ihnen recht, Mr. Lester. Es ist Wahnsinn. Vampire sind auch nicht normal. Und Sie wissen sicherlich, was jetzt geschehen wird. Sie wird kommen und versuchen, an Nahrung zu gelangen. Das ist unser Blut.«

»Nein, ich…« Der Regisseur sprach nicht mehr weiter. Er überraschte uns mit seiner Reaktion. Bevor Suko ihn zurückhalten konnte, stürzte er vor und genau auf die Treppe zu. Er wollte mit seinem Star reden, ihn davon überzeugen, daß alles nicht echt sein konnte.

Auch meine Hand griff ins Leere. Lester stolperte vor, er rief noch den Namen seines Stars.

Edda zuckte hoch – und herum. Plötzlich stießen beide Hände vor. Es sah so aus, als wollte sie den Mann umarmen, doch sie krallte sich an ihm fest, um ihn zu sich heranzuziehen.

Das alles geschah innerhalb weniger Augenblicke, so daß unsere Chancen, einzugreifen, erst später kamen.

Da hatte die Blutsaugerin den Mann schon herumgeschleudert und mit dem Rücken gegen die Wand gedrückt.

Eine gute Haltung, um zuzubeißen.

Ich konnte nicht springen. Durch den Aufprall hätte ich Lester möglicherweise die Treppe hinabgeschleudert, was möglicherweise mit einem Genickbruch geendet hätte.

Aber ich stürzte vor.

Genau in dem Augenblick, als Lester, der sich zurückdrücken wollte, gegen die Kräfte aber nicht ankam, nach vorn gezogen wurde, war ich bei ihnen. Diesmal steckte mein Kreuz nicht in der Tasche. Von der Seite her drückte ich es in das bleiche Gesicht der Blutsaugerin.

Plötzlich brüllte sie, als würde sie am Spieß stecken. Ihr Gesicht verzerrte sich nicht nur, die Haut zischte auch dort auf, wo sie das Kreuz berührt hatte.

Dampf strömte aus dem Abdruck. Flattrige Schwaden, die über ihren Kopf weggetrieben wurden.

Ihr Gesicht war nur mehr eine entstellte Fratze. Als hätte sich ein Maskenbildner daran versucht. Die Kraft rann aus ihrem Körper. Sie wimmerte und schrie zugleich, während sich Lester befreien konnte und dabei fast noch die Treppe hinabgefallen wäre, doch Suko war ebenfalls bei ihm und stützte ihn ab.

Die Berova schlug nach mir. Keine gezielte Bewegung mehr, mehr ein Reflex. Ihre Nägel kratzten durch mein Haar. Im nächsten Augenblick bekam sie von mir den Stoß, so daß sie ihren Halt endgültig verlor. Sie berührte zwar noch die nächste Stufe, die übernächste schaffte sie nicht mehr. Edda knickte ein, fiel, überschlug sich, rollte den langen Rest der Treppe hinab.

Ihr Körper hüpfte wie ein Ball, dabei begleitet von dünnen Qualmfahnen. Es gab nichts mehr, was sie noch aufhalten konnte.

Sie rollte die gesamte Treppe hinab und blieb erst jenseits der letzten Stufe bewegungslos liegen.

Lester wollte schreien, doch Suko packte ihn hart an und schüttelte ihn durch. »Sie behalten jetzt die Nerven, gehen zu den anderen und packen Ihre Sachen. Dann verschwinden Sie von hier so schnell wie möglich. Ist das klar?«

Die Antwort des Regisseurs hörte ich nicht, da ich mich bereits auf dem Weg zu dem vor der Treppe liegenden, weiblichen Monstrum

befand. Die Untote konnte meine Attacke nicht überstanden haben. Das geweihte Silberkreuz war ebenso tödlich für sie wie ein in das Herz gestoßener Eichenpflock. An diesen Gesetzen kam kein Blutsauger vorbei. Sie galten seit Jahrhunderten.

Ich stürmte auch nicht zu hastig die Treppe hinab, nahm die letzten beiden Stufen im Sprung und blieb vor ihr stehen. Damit auch am Beginn des breiten Säulenganges.

Die Berova lag auf der Seite. Die Wunde war mir zugedreht. Noch immer strömte Qualm aus ihr hervor. Ich drehte den Kopf etwas herum, damit ich in ihr Gesicht schauen konnte. Der Mund stand offen, doch nach den Vampirzähnen suchte ich vergeblich. Sie hatte sie verloren, also war die Frau von ihrem unseligen Fluch erlöst worden.

Auch Suko kam die Treppe herab. Von Lester war nichts zu sehen. Ich hoffte, daß er sich an die Anweisungen hielt.

»Es ist vorbei«, sagte ich zu meinem Freund.

»Ja, bei ihr.«

»Du denkst an den Kameramann?«

»Klar. Du nicht?«

»Komm mit.«

Diesmal hatte Suko seine Beretta gezogen, ich verließ mich auf mein Kreuz. »Und vergiß auch nicht unsere Freundin namens Rena Peel. Die könnte auch hier unten lauern.«

»Keine Sorge.«

Licht und Schatten hielten sich die Waage. Wir wunderten uns über die beiden von der Decke hängenden Ketten. Sie schwebten über einer kleinen Felsplatte, die aussah, als wäre sie für jemand gemacht worden, den man stehend angekettet hatte.

Wichtig war es für uns nicht. Dafür die alte Holztür an der linken Gangseite.

Sie war nicht ganz geschlossen. Ich konnte mir vorstellen, daß hinter ihr das Verlies lag, von dem auch Emmett Lester gesprochen hatte.

Suko deutete mit der Berettamündung auf den Spalt. »Geh du zuerst, ich gebe dir Rückendeckung.«

»Okay, aber dahinter ist es nicht dunkel.« Durch den Spalt drang ein schmaler Streifen künstlichen Lichts. Er sah so aus, als würde er von einer Lampe stammen.

Wir waren sehr vorsichtig, weil wir beide nicht wußten, was uns in dem Raum erwarten würde. Wir mußten zudem davon ausgehen, daß es Edda Berova gelungen war, auch andere Menschen zu Blutsaugern zu machen. Wenn einmal ein Vampir anfing, konnte das zu einer Kette ohne Ende werden.

Ein gänsehauterzeugendes Knarren erklang, als ich die Tür nach außen zog. Der Rost in den Angeln, das Schaben und Kratzen auf dem

Boden gehörte einfach zu einer gruseligen Atmosphäre.
Das Verlies dahinter war nicht sehr groß. Dort brannte tatsächlich eine Lampe. Sie lag auf dem Boden. Ihr Lichtkegel stieß gegen die Wand und strich dabei an einem Gegenstand vorbei, der hierher paßte.
Es war ein alter Sarg!
Grau, schmutzig. Staub und Spinnweben klebten an ihm. Ob künstlich oder nicht, war mir egal. Ich sah nur, daß der Sarg nicht geschlossen, dafür aber leer war.
Hatte darin der Vampir gelegen?
Ich wollte mehr Licht, holte meine eigene Leuchte hervor. Dann übertrat ich die Schwelle.
Suko blieb an der Tür zurück, um mir Rückendeckung zu geben.
Ich ließ den Strahl wandern und entdeckte erst jetzt die zweite Totenkiste, die im rechten Winkel zur ersten stand.
Dieser Sarg war geschlossen, auch wenn der Deckel draufgeschoben war.
Wen verbarg er?
»John!« Sukos Stimme war nicht mehr als ein Raunen. »Schau mal nach rechts. Hinter der Tür, an der Wand.«
Ich drehte mich, leuchtete…
Das bleiche Gesicht war im Tode verzerrt. Die Kamera lag neben dem Mann. Wir wußten Bescheid, aber war dieser Mensch auch zu einem Blutsauger geworden?
Suko betrat den Raum mit schußbereiter Waffe. Ich kniete mich neben dem Bewegungslosen nieder und drehte ihn behutsam auf die Seite.
Erst da sah ich den Pfeil!
Er steckte an einer Stelle im Rücken, die man als tödlich bezeichnen konnte.
»Rena Peel!« keuchte ich, »verdammt, sie hat wieder zugeschlagen.« Suko hatte meine Worte gehört. Er kam zu mir, atmete schwer. Auch ihn hatte die Tatsache geschockt.
»Der eine Sarg ist leer!« flüsterte er.
Ich stand wieder auf. »Fragt sich nur, ob das bei dem zweiten auch der Fall ist.«
»Ich werde nachsehen.« Suko ging hin. Die Beretta hielt er in der Linken, weil er die Rechte freihaben wollte. Er bückte sich und bekam den unteren Rand des Deckels mit den Fingerspitzen zu fassen.
Sehr behutsam hob er ihn an, schielte in das Unterteil – und schüttelte den Kopf.
»Was ist?«
»Komm her, John«, sagte er mit belegter Stimme. »Sieh dir das an. Rena Peel!«

Wir sahen ihr fünftes Opfer. Der Mann lag auf dem Rücken. Ihn hatte der Pfeil in die Stirn getroffen. Er trug einen langen Umhang, der künstlich beschmutzt worden war. In der rechten Hand hielt er, das konnten wir sehen, noch sein künstliches Vampirgebiß. Es war ein makabres Bild, und ich schüttelte mich.

Suko senkte den Deckel wieder. »Rena Peel drehte durch«, flüsterte er, »verdammt, sie ist uns zuvorgekommen.«

»Weshalb tut sie das?«

»Keine Ahnung, Suko. Vielleicht ist sie dem Blutsauger etwas schuldig.«

»Den wir noch finden müssen!«

»Leider.«

Suko bewegte sich schon auf die Tür zu. »Wir haben Tag, John. Das Sonnenlicht ist für Vampire Gift. Du hast ja gesehen, wie schwer sich die Berova tat, die letzten Stufen hochzugehen.«

»Nur scheint die Sonne nicht mehr.«

»Gut, aber die Dunkelheit ist auch nicht da. Ich nahm an, daß sich der Blutsauger noch zwischen diesen Mauern hier unten herumtreibt.«

»Auch Rena Peel?«

Suko nickte. »Bestimmt. Die hat doch mit dem Vampir ein Bündnis geschlossen. Der Vampir und die Killer-Frau. Verdammt, John, wenn ich daran denke, kommt es mir hoch.«

»Langsam, Junge, wir werden sie beide finden.« Ich warf noch einen abschließenden Blick in das Verlies. Für eine Szene im Gruselfilm war es wie geschaffen. Nur erlebten wir keinen Film mehr.

Dieser Horror war verdammt echt.

Suko stand bereits im Gang. Auch er hatte seine lichtstarke Leuchte eingeschaltet und strahlte in die Düsternis. Staubwolken wälzten sich durch das Licht.

Die unteren Kettenringe glänzten, als sie getroffen wurden. Obwohl niemand an ihnen spielte, bewegten sie sich langsam hin und her.

Ich blieb neben der viereckigen Platte stehen und suchte sie ab.

Wenn mich nicht alles täuschte, waren Fußabdrücke innerhalb der Staubschicht zu erkennen.

Ich machte Suko darauf aufmerksam. Auch er war der Meinung und präzisierte sie noch. »Das ist eindeutig der Fuß einer Frau, John.«

»Rena Peel?«

»Möglich.« Suko hob unbehaglich die Schultern. »Wenn ich daran denke, daß wir gute Zielscheiben abgeben, wird mir ganz anders. Die braucht sich nur nach dem Licht zu orientieren und kann die verdammten Pfeile werfen.«

»Mal den Teufel nicht an die Wand!«

»Es ist aber so.«

Ich setzte meinen Weg fort. Mit der Schulter streifte ich das Ende der

Kette und vernahm das leise Klirren der Glieder. Es hörte sich an wie eine kalte Musik.

Wir gingen vorbei an den runden Säulen, die an ihren oberen Stellen bogenförmig auseinanderliefen, um die wuchtige Decke abzustützen. Überall lag der Staub. Von unseren Schritten hochgewirbelt, drang er in die Nase oder legte sich auf die Lippen.

Suko suchte den Boden nach Spuren ab. Wir fanden sie auch.

Zwei verschiedene.

»Hier sind sie hergegangen«, flüsterte mein Partner. »Ich frage mich nur, wo sie landeten?«

»Ob alte Kloster oder Burgen, Geheimgänge hatten sie alle«, flüsterte ich.

»Da hast du recht.«

Die Fußspuren waren ein guter Wegweiser. Längst hatten wir den Teil des unterirdischen Gewölbes erreicht, in den kein Licht drang.

Nur die Helligkeit der Lampen wies uns den Weg. Es roch nach Moder und Feuchtigkeit. Ein Paradies für Ratten und Insekten.

Ich blieb plötzlich stehen, was Suko überraschte. »Hast du was gefunden?«

»Nein, aber ich möchte noch mal zurück.«

»Was willst du?«

»Wirst du schon sehen. Bleib du hier und halte die Augen offen.«

Suko wartete auf mich, während ich zurück in das Verlies ging.

Mir war eine Idee gekommen, zwar makaber, aber ich hoffte, daß ich andere täuschen konnte.

Es fiel mir nicht leicht, den toten Schauspieler aus dem Sarg zu hieven und ihm den langen Umhang auszuziehen. Er war so gearbeitet, daß er jedem irgendwie paßte, auch mir.

Rasch hatte ich ihn übergestreift. Der Geruch von Mottenpulver drang mir in die Nase und vermischte sich mit dem von altem Staub. An der Schulter zog ich den Umhang noch zurecht. Dann verließ ich den düsteren Todesraum und ging den Weg zurück.

Suko bekam Stielaugen und richtete den Lampenstrahl auf mich.

Er sah so aus, als wollte er mich anspringen und brachte krächzend meinen Namen hervor.

»Nicht schießen!« Ich blieb stehen und zog die Kapuze hoch. Sie war sehr weit geschnitten. Es gelang mir, sie noch ins Gesicht zu ziehen, so daß von ihm kaum etwas zu sehen war.

Der Inspektor nickte. »Willst du jetzt den Vampir spielen?«

»So ähnlich.«

»Und was bezweckst du damit?«

»Wenn ich Rena finden sollte, möchte ich sie etwas überraschen. Sie wird sich wundern, daß ein Toter plötzlich aufstehen kann.«

»Meinst du, sie verwechselt dich mit dem Schauspieler?«

»Das hoffe ich.«
Zwar fühlte ich mich nicht sehr wohl in dem nachgemachten Vampir-Dreß, aber es mußte sein.
Der Gang war bald dicht. Er endete vor einer querstehenden Mauer, die so stabil aussah, als gäbe es kein Durchkommen für uns.
»Vorbei«, sagte Suko.
»Scheint mir auch so.«
Mein Freund leuchtete in die Höhe. Der Kegel glitt über eine schmutzige Decke, an der ebenfalls Spinnweben hingen, aber nicht nur das, die großen, dunklen Flecke bewegten sich plötzlich, begannen zu flattern und jagten in die Tiefe.
Fledermäuse!
Sie hatten uns noch gefehlt. Aber sie paßten zu dieser Horror-Atmosphäre, denn auch die Blutsauger waren schon als gewaltige Fledermäuse aufgetreten.
Wir mußten die Köpfe einziehen, und die Tiere huschten dicht über uns hinweg.
Sie flatterten in den Gang hinein, suchten eine dunkle Stelle und klammerten sich dort unter der Decke fest.
»Die hätten uns auch nicht sagen können, wo die beiden stecken«, schimpfte mein Freund.
»Jedenfalls hören hier die Spuren auf. Ich kann mir vorstellen, daß wir vor des Rätsels Lösung stehen und vor lauter Bäumen den Wald nicht mehr sehen.«
Suko bewegte sich. Er ging einen Schritt nach rechts, und da geschah es. Ohne es bewußt zu wollen oder herausgefordert zu haben, hatte er den Kontakt berührt, der die Tür zu dem Geheimgang öffnete.
Vor uns bewegte sich in der Wand ein Quader. Er drehte sich nach innen weg, gab eine große, viereckige Öffnung frei, aus der uns kühler Moderund Leichengeruch entgegenwehte.
Ein stockfinsterer Tunnel lag vor uns. Unheimlich, fast in seiner Schwärze ertrinkend.
Ich schaute Suko an. »Da müssen wir durch.«
»Wer geht zuerst?«
»Ich.«
»Okay.«
Der Zugang lag nicht sehr hoch. Wenn ich ein Bein hob, konnte ich mich auf die Kante knien. Einen Lidschlag später schon drückte ich mich vor und bewegte mich kriechend in den Schlund hinein.
Die Lampe hielt ich fest. Hochdrücken durfte ich mich auch nicht.
Dann wäre ich mit dem Schädel gegen die Decke gestoßen. Wenn mich nicht alles täuschte, führte der Weg etwas bergan. Es war möglich, daß wir irgendwo am Rande der alten Klosterruine wieder ins Freie gelangten.

Bis es soweit war, lag vor uns ein Weg voller makaberer Hindernisse. Der Lampenschein stach brutal in die Finsternis hinein und fand plötzlich ein gelbbleiches Ziel, das verteilt auf dem Boden lag.

Alte, vermoderte Gebeine…

Als ich sie erreichte und einen Knochen anfaßte, zerfiel er unter dem Druck meiner Finger zu Staub.

»Wer kann das gewesen sein?« fragte Suko.

»Wahrscheinlich die Mönche, die der Vampir terrorisiert hat.« Ich suchte mit der Leuchte einen schmalen Kreis ab. »Sieh dich um, der Boden ist ein einziges Knochenmeer. Die sind schon verdammt lange tot.«

Es blieb uns nichts anderes übrig, als uns durch das bleiche Knochenmehl zu schieben, das wie feiner Sand durch meine gespreizten Finger rann. Ein unbehagliches Gefühl.

Auch das ging vorbei.

Dann huschte etwas durch den Strahl. Zwei dicke Ratten nahmen vor dem Licht reißaus.

Insekten verschwanden ebenfalls in zahlreiche Ritzen und winzige Spalten. Nur von Rena Peel und dem echten Vampir sahen wir überhaupt nichts. Die beiden schienen sich in Luft aufgelöst zu haben.

Der Tunnel war nicht so lang wie der Gang zuvor. Die Strecke kam uns nur länger vor, weil wir sie kriechend zurücklegen mußten.

Doch der Aufwärtstrend war geblieben. Irgendwann mußten wir einen Ausstieg erreicht haben.

Die Luft schmeckte nicht nur faulig und stank entsprechend, sie war auch stickig. Ich schwitzte unter der verdammten Kutte. Immer öfter wischte ich über meine Stirn, um mir den Schweiß abzuputzen.

Als ich gegen die niedrige Decke leuchtete, erkannte ich, daß sie sich verändert hatte. Wie bleiche Finger schaute Wurzelwerk aus ihr hervor. Manchmal rieselte uns auch Dreck auf Rücken und Kopf.

Den Ausgang sahen wir nicht. Dafür geriet eine besonders starke Wurzel in den Lichtkreis der Lampe. Sie hing im Halbkreis aus dem Erdreich nach unten und erinnerte mich an eine Lampenschnur.

So war bisher keine Wurzel gewachsen. Ich ging davon aus, daß es irgend etwas zu bedeuten hatte. Zudem hatten wir das Ende des Stollens mittlerweile erreicht.

Wie früher der Schaffner, so zog ich an der Wurzel. Ich spürte den plötzlichen Ruck. Lehm und Staub rieselten auf uns nieder, aber über uns bewegte sich auch ein Teil des Bodens.

Licht fiel uns entgegen.

Suko lachte bitter auf. »Den Weg hätten wir uns sparen können, wenn wir gleich über die Treppe gegangen wären.«

»Hast du gewußt, daß wir die beiden nicht hier finden?«

»Nein.«

»Dann komm.«
»Aber sei vorsichtig.«
»Bin ja kein Anfänger!«
Ich drückte mich hoch. Die linke Hand hatte ich in den Erdboden verkrallt, in der rechten hielt ich schußbereit die Beretta. Wenn man uns erwartete, würden die anderen sofort den nötigen Gegendruck bekommen.
Zuerst streckte ich den Kopf vor. Ein schneller Blick nach vorn, nach rechts und links.
Nichts war zu sehen.
Nur das Gras wiegte sich im sanften Wind, der über den Boden strich und auch das Laub der Bäume hoch über mir bewegte, als wollte er schon jetzt die Blätter abschütteln.
Sonne sah ich nicht.
Es war auch nicht direkt düster, aber die grauen Wolkenwände lagen tiefer. Die Luft roch nach einem Gewitter. Vielleicht war der Wind bereits der erste Vorbote.
Als ich aus dem Loch kletterte und Suko Deckung gab, hörte ich bereits in der Ferne das Grummeln. Zugleich erhellte ein fahles Wetterleuchten den grauen Himmel.
Noch war das Gewitter nicht da. Es fiel auch kein Tropfen Regen, aber der würde nicht lange auf sich warten lassen.
Auch Suko verließ das Einstiegloch. Er wischte Schweiß aus seinem Gesicht. Die Haut zeigte einen Schmier aus Staub und Lehm.
»Alles klar?«
Ich nickte. »Nur keine Spur von unseren beiden Spezies.« Im hohen Gras hatten sich ihre Abdrücke verloren.
Wir befanden uns auf einer kleinen Lichtung, die von Bäumen umstanden war und deshalb keine freie Sicht zuließ. Weder die Stelle, wo sich das Filmteam befand, war zu sehen, noch irgendwelche Ruinen des alten Klosters.
Dafür gab es genügend Unterholz in der Nähe, das auch als Versteck dienen konnte.
Ich ging ein paar Schritte auf die Mitte der Lichtung zu und blieb dort stehen.
»Wenn wir sie beide suchen, John, wäre das nicht gut. Wir sollten uns trennen und größere Bögen schlagen.«
»Einverstanden. Und wo treffen wir uns?«
»Hier?«
»Nein, am Eingang.«
Suko kam und schlug gegen meine Handfläche. »Dann viel Glück, alter Junge. Und paß auf, daß dich die Pfeile nicht kitzeln.«
»Gleichfalls…«

***

Ich wartete so lange, bis Suko verschwunden war. Er hatte einige Zweige zur Seite geschoben und war eingetaucht in einen dichten Gestrüppgürtel, der wieder hinter ihm zusammenschlug.

Noch immer trug ich meine Kutte und dachte darüber nach, wo sich der Vampir und die Killerin versteckt halten konnten. Mittlerweile war es still geworden.

Der Wind hatte sich auch gelegt. Eine beklemmende Ruhe vor dem großen Sturm oder dem Gewitter.

Deshalb hörte ich auch den leisen Schrei.

Es war ein lauter Ruf, der irgendwo in der Ferne aufgeklungen war. Ich vernahm ihn nur sehr leise, doch ich hatte trotzdem feststellen können, woher er kam.

Aus der Erde.

Da gab es nur eine Möglichkeit. Ich mußte wieder zurück in den Tunnel. Rena Peel und dem Vampir war es tatsächlich gelungen, uns zu leimen. Sie mußten sich irgendwo in der Tiefe des Gewölbes verborgen gehalten haben, ohne daß wir sie gesehen hatten.

Suko war nicht in der Nähe. Ich wollte ihn auch nicht zurückholen. Möglicherweise hatte auch er den Schrei vernommen und würde von der anderen Seite her erscheinen.

Also wieder hineintauchen.

Ich rutschte auf dem Hosenboden durch die Öffnung. Schon bald hatte mich die Finsternis umfangen.

Diesmal verzichtete ich auf die Lampe und tastete mich im Dunkel voran, wobei ich im Entengang daherschritt. Das war zwar sehr anstrengend auf die Dauer, aber ich kam so ziemlich gut voran.

Die Schreie wiederholten sich nicht. Dennoch war ich sicher, mich nicht getäuscht zu haben. Ich bewegte mich noch schneller und sah schon bald die graue Helligkeit, die durch das Tunnelloch vom Gang her in den Stollen hineinfloß.

Ich passierte die Knochen und das graue Knochenmehl, sah diesmal keine Ratten und erreichte den Ausgang, in dessen rechteckigem Ausschnitt ich zunächst hockenblieb.

Mein Blick in den Gang war optimal, weil noch immer die Scheinwerfer brannten. So konnte ich auch die Felsplatte erkennen, auf der tatsächlich jemand stand.

Breitbeinig mit hocherhobenen Armen. Die rotblonde Frau konnte sie nicht herunternehmen, weil ihre Handgelenke in diesen Klammern festhingen.

Rena, die Mörderin, als Gefangene?

Das wollte mir nicht in den Sinn, das war unlogisch. Aber welcher Vampir ging schon logisch vor?

Keiner. Wahrscheinlich war sein Drang nach Blut dermaßen gestiegen, daß er sich Rena als Opfer ausgesucht hatte.

So sah die eine Möglichkeit aus. Es gab auch noch eine zweite.

Das hier konnte die perfekte Falle für mich sein.

Rena wandte mir ihr Halbprofil zu. Eigentlich sah ich mehr von ihrem Rücken, aber mich hatte sie noch nicht entdeckt. Ich schob mich aus dem Loch in den Gang hinein, versuchte so wenig Geräusch wie möglich zu machen, und ärgerte mich darüber, daß der Kuttenstoff schleifte, wenn ich mich bewegte.

War sie eine Blutsaugerin, oder nicht?

Ich würde die Probe aufs Exempel machen, richtete mich wieder auf und holte mein Kreuz hervor. Mit dem stinkenden Kuttenärmel wischte ich noch einmal das Gesicht blank, dann setzte ich mich leise in Bewegung, hielt die Arme dabei gestreckt und so hoch, daß mein Kreuz aus den geschlossenen Fäusten schaute.

Die Kapuze hatte ich weiter nach vorn gezogen. Sie verdeckte einen Teil meines Gesichts, aber ich konnte trotzdem noch sehen, wenn ich von einer anderen Person auch nicht sofort zu identifizieren war.

Auch Rena hatte mich weder gehört noch gesehen.

So kam ich näher.

Als unheimlich wirkende Gestalt, wie ein alter Mönch, der zum letzten Kampf antritt.

Das Killer-Girl stand still. Die rotblonden Haare waren strähnig geschnitten und halblang, wobei die unregelmäßigen Spitzen noch ihre Schultern berührten.

Den Kopf hielt sie gerade. Sie sah so aus, als wollte sie sich trotz der Gefangenschaft nicht die Butter vom Brot nehmen lassen.

Dann hörte sie mich.

Ich sah, daß sie zusammenzuckte und zunächst nicht wußte, was sie unternehmen sollte.

Bis sie plötzlich sehr langsam den Kopf drehte und dabei auch die Arme bewegte. Die Glieder der Kette klirrten. Es klang wie Glockengeläut.

Ich ging schneller, blieb plötzlich stehen – und wir starrten uns an. Über dem Kopf hielt ich das Kreuz. Restlicht der Scheinwerfer trafen das Silber und ließen es leicht glänzen. Einige Reflexe trafen auch Rena Peel, die sich nicht rührte.

Auf ihrem Gesicht zeichnete sich Überraschung ab. Wahrscheinlich wußte sie nicht, mit wem sie es zu tun hatte, weil der Rand der Kapuze einen Teil meines Gesichts verdeckte.

Ich nickte ihr zu. »Hallo Rena«, sagte ich mit leicht veränderter Stimme. »So sieht man sich wieder.«

»Wer bist du?«

»Ich suche eine fünffache Mörderin.«

Sie lachte mich an, als hätte sie ihren Schock überwunden. »Und du glaubst, sie in mir gefunden zu haben?«

»Ja.«
»Dann beweise es!«
»Später. Ich will nur noch von dir wissen, wo sich dein Freund, der Blutsauger, aufhält.«
»Horatio Rubicus?«
»Sehr richtig.«
»Glaubst du an ihn?«
»Sicher. Ich weiß leider, daß es die verdammten Blutsauger gibt. Er hat überlebt, wie?«
Sie nickte heftig. »Und wie er überlebt hat. Das Kloster brannte früher ab, aber die Mönche flohen in die unterirdischen Gewölbe, ohne zu ahnen, daß er dort lauerte. Er labte sich an ihrem Blut, so konnte er all die Jahre überdauern.«
»Hat er sie damit nicht zu Vampiren gemacht?«
»Auch. Aber als er sie nicht mehr brauchte, tötete er sie der Reihe nach. So ist es gelaufen. Nur er war noch da und auf der Suche nach neuen Partnern.«
»Der bist du geworden.«
»Exakt. Ich habe seine Rache weitergeführt. Er wollte nicht, daß man einen Film drehte und so auf ihn aufmerksam wurde. Deshalb die Toten. Sie haben meine Warnungen mißachtet.«
Ich war erschüttert. Diese Frau zeigte keine Gefühle. »Und es hat Ihnen nichts ausgemacht, die Menschen zu töten?«
»Nein, es mußte sein. Ich habe Horatio meine Freundschaft und Liebe somit erklärt. Ich bin ihm ergeben…«
»Dennoch hat er dich angekettet.«
»Das braucht er. Er will sich meiner ganz sicher sein. Ich werde hier auf ihn warten, und dein lächerliches Kreuz kannst du wegnehmen, Sinclair. Es zieht bei mir nicht.«
»Aber bei Rubicus.«
»Vielleicht.«
»Du hast mich erkannt?«
»Erst spät. Zuerst dachte ich, daß er zurückkommen würde, aber dann sah ich das Kreuz.«
Ich ließ die Arme sinken und hängte den silbernen Talisman vor meine Brust. »Nun ja«, sagte ich, »wenn das so ist, werden wir gemeinsam auf ihn warten. Du als Gefangene, ich als Vampirjäger. Eure Chancen habt ihr vertan.«
Ich wollte sie provozieren und mehr erfahren, aber diese Mörderin gab mir keine Antwort. Sie blieb in den nächsten Sekunden verschlossen wie eine Auster.
Ich ging weiter vor. »Wo steckt dein Freund?« fragte ich. »Wo?«
Sie lachte und warf dabei den Kopf zurück. »Du wirst ihn nicht finden!«

Vor ihr blieb ich stehen und konnte in das Gesicht schauen. Es war schweißbedeckt. Jetzt sah ich, daß sie grüngraue Augen besaß.

Ihr Blick war kalt und lauernd.

Die Hände steckten in den Eisenklammern. Auch den Gürtel schaute ich mir genauer an und erkannte sogar die Dart-Pfeile, die in den dafür vorgesehenen Schlaufen steckten.

Einen zog ich hervor.

»Laß es!« zischte sie.

»Nein.« Ich spielte mit ihm und nickte. »Damit also hast du getötet, Rena Peel.«

»Ja, sie können tödlich sein. Spürst du nicht, wie schwer sie sind? Wenn man sie richtig wirft…«

»Ich weiß.« Den Pfeil ließ ich in meiner Kuttentasche verschwinden, dann schritt ich um die Gefangene herum. »Was soll eigentlich die lächerliche Verkleidung?« rief sie mir nach.

»Ich hatte meine Gegner täuschen wollen.«

»Mich auch?«

»Es ist mir sogar gelungen.« Vor der Verliestür blieb ich stehen und schaute nach, ob sie verschlossen war. Ich hatte Glück, sie stand spaltbreit offen.

»Wo willst du hin?«

»Deinen Freund suchen. Ich habe noch eine Rechnung mit ihm offen, und ich weiß, daß hinter den Wänden noch ein Sarg frei ist. Es sind ja die Lieblingsplätze der Vampire.«

»Richtig und ihrer Opfer.«

Damit konnte sie mich nicht meinen. Ich zog die Tür auf und leuchtete wieder in das Verlies.

Es hatte sich nichts verändert. Nach wie vor lag der tote Kameramann an der Wand hinter der Tür. Ich sah auch Ferdy, den Schauspieler, im Sarg liegen. Die zweite Totenkiste war ebenfalls noch leer. Wo steckte der echte Vampir?

Jedenfalls nicht im Verlies. Ich drehte mich wieder um, weil ich vom Gang her das Klirren der Ketten vernommen hatte. Rena hatte sich bewegt. Sofort leuchtete ich sie an.

Sie stand noch immer auf demselben Fleck, schaute aber jetzt in eine andere Richtung. Der Lampenstrahl erwischte ihr Gesicht.

Langsam ging ich näher. »Ich werde dich jetzt entwaffnen«, erklärte ich. »Die Pfeile sind bei mir besser aufgehoben.«

»Untersteh dich!«

»Doch!«

Als fünffache Mörderin war sie gefährlich, auch wenn sie in Ketten hing. Dieser Person traute ich alles zu.

Die Steinplatte war groß genug. Ich stieg hinauf und zog blitzschnell den Kopf ein, weil Rena in ihrer wilden Wut nach mir spuckte.

»Das gehört sich wohl nicht, meine…«

Sie hatte mich reingelegt. Ich hätte noch mehr achtgeben sollen, denn das Speien hatte ihr zur Ablenkung gedient. Bevor ich noch zufassen konnte, schlug sie zu.

Und zwar mit der Kette.

Die beiden Klammern waren nur lose über die Handgelenke gelegt worden. Schräg wischte der Schlag heran. Ich nahm den Kopf noch zur Seite, aber einige der verdammt schweren Glieder erwischten mich trotzdem. Sie hämmerten quer über meinen Schädel, so daß ich Sterne sah und von der Platte geschleudert wurde.

Sie schlug noch einmal zu. Diesmal mit der anderen Kette, wobei mich die schwere Klammer an der Schulter und am Hals streifte, wo sie Haut aufriß.

Dann prallte ich gegen die Wand, griff nach meiner Beretta, aber das Killer-Girl war schneller.

Rena Peel hielt den Dart-Pfeil bereits in der rechten Hand und hatte schon ausgeholt.

Dann schleuderte sie die tödliche Waffe auf mich zu…

***

Es war beinahe wie in den Tropen. Urplötzlich wurde es dunkel.

Vom Himmel schien ein gewaltiger Vorhang zu fallen, der die gesamte Natur eindeckte.

Suko, der durch den Wald ging, hatte das Gefühl, als würden die Schatten der Bäume auf ihn zuwachsen. Immer schlechter waren die Lücken zu erkennen, nach denen er sich hätte orientieren können. Er hatte den Bogen bereits geschlagen und mußte, wenn seine Berechnungen stimmten, sehr bald das Gelände erreichen, wo die Leute vom Film auch gedreht hatten.

Er war froh, als er über den Rest der Mauer steigen konnte. Jetzt brauchte er nur noch einige Schritte, um den Einstieg zu finden, wo auch die Treppe begann.

Suko war froh, daß Emmett Lester seinem Rat gefolgt war und alles abgebaut hatte. Von den Filmleuten war niemand mehr zu sehen. Nur noch das Wohnmobil stand einsam an seinem Fleck.

Ein ideales Versteck, auch für einen Vampir.

Suko duckte sich, weil er vom Wohnmobil aus leicht entdeckt werden konnte.

Er wartete einige Sekunden ab, dann schob er sich vor und blieb dabei in Deckung einer Strauchgruppe hängen. Schließlich überwand er mit zwei Sprüngen und gezogener Waffe die Entfernung, um vor der Tür des Wohnmobils stehenzubleiben.

Nichts tat sich.

Suko zählte innerlich bis drei. Seine Hand hatte er bereits auf die

Außenklinke gelegt.

Er hoffte, daß die Tür nicht verschlossen war, drückte die Klinke nach unten – und riß den Eingang auf.

Es hatte geklappt!

Der Vampir sprang dem Inspektor nicht entgegen. Niemand kam, um ihn aufzuhalten, der große Wagen war leer.

Suko atmete auf. Er durchsuchte das Innere trotzdem, ohne eine Spur zu finden.

Immer noch sehr gespannt, verließ er das Gefährt wieder. Er hatte soeben den Fuß ins Freie gesetzt, als der Donnerschlag erklang. Er schien den Untergang einzuläuten.

Gleichzeitig peitschte eine Windbö auf und rüttelte an den hohen Bäumen. Und der Himmel öffnete seine Schleusen.

Von einem Augenblick zum anderen begann es zu schütten. Wahre Wassermassen ergossen sich aus den Wolken. Die einzelnen Fäden hämmerten auf die Erde. Dreck spritzte hoch, Gras wurde geknickt, der dichte Regen wurde zu einem vom Himmel fallenden Vorhang, der dem Inspektor fast jegliche Sicht nahm.

Damit waren auch die Chancen gesunken, den Blutsauger zu finden.

Trotz des Wetters blieb Suko nicht im Wohnwagen zurück.

Wasser war Blutsaugern nicht gerade angenehm, das wußte er.

Fließendes Wasser, wie in Flüssen und Bächen, konnte einen Blutsauger sogar töten.

Wenn Suko den Vampir richtig einschätzte, würde dieser versuchen, sich irgendwo unterzustellen.

Der Inspektor sprang in den Regenschleier. Im Nu war er bis auf die Haut durchnäßt.

Sein Ziel lag nicht weit entfernt. Es war der Einstieg zu den unterirdischen Gewölben. Er ging davon aus, daß der Blutsauger sich nur dort sicher verbergen konnte.

Suko hatte die Distanz rasch hinter sich gelassen, sah die Luke etwas verschwommen vor sich, blickte in das Licht und glaubte, dort, wo sich der Zugang zum Verlies befand, eine Bewegung zu sehen.

Stand er dort?

Suko beugte sich vor, wollte gehen, um besser sehen zu können, und achtete nicht darauf, was hinter ihm geschah.

Weshalb auch? Mit dem Vampir rechnete er im Freien nicht.

Das war sein Fehler.

Der Schatten tauchte aus dem Nebelschleier auf, veränderte sich zu einem Halbbogen, als er sich abstieß und auf den Chinesen zusprang. Er rammte in dessen Rücken, um ihn die lange Treppe hinabzustoßen…

***

Ich rechnete mit dem absolut tödlichen Treffer. Dem Hammerschlag zwischen die Augen, dem Aus für immer.

Nicht einmal einen Reflex schaffte ich, wobei ich sicher war, daß er nicht genutzt hätte.

Der Pfeil traf!

Aber nicht mich, sondern die Wand rechts neben mir. Er war so wuchtig geworfen worden, daß er in eine mit Moos gefüllte Spalte zwischen den beiden Steinen hineinrammte und dort steckenblieb.

Zudem hatte die Spitze noch meine Wange geritzt und dort eine kleine Wunde hinterlassen.

Bis ich begriff, daß ich noch lebte, hielt Rena Peel bereits einen weiteren Dart-Pfeil in der Hand und zielte wieder auf mich.

»Das war die erste Warnung, Sinclair. Beim zweitenmal jage ich ihn dir zwischen die Augen.«

Verdammt, die würde ihre Drohung wahrmachen, darauf konnte ich wetten. Fünfmal hatte sie bisher gemordet, da würde es ihr auf einen sechsten Toten auch nicht ankommen.

Ich geriet ins Schwitzen. Mein Kopf schmerzte, wo mich die verfluchte Kette erwischt hatte. Vor mir sah ich Renas Gesicht. Es wirkte kalt und unmenschlich, eine tiefgekühlte Schönheit, vor der man nur Widerwillen zeigen konnte.

»Du wolltest meinen Freund und Gönner töten!« flüsterte sie, »aber da hast du dich geirrt. Ich habe erfahren, daß die Vampire stärker sind als wir Menschen. Wer sich nicht auf ihre Seite stellt, der kann nur verlieren. So wie du, Sinclair!« Sie verzog spöttisch den Mund. »Was ist? Weshalb tust du nichts? Los, greif nach deiner Waffe! Ich weiß, daß du sie hast. Mach schon…«

Sie wollte aufhetzen, doch ich schüttelte den Kopf und starrte ihr dabei in die Augen. »Wirf, Killerin!« keuchte ich. »Wirf endlich deinen verdammten Pfeil und sei verdammt!«

»Das mache ich auch, Sinclair!« Ihr Gesichtsausdruck bekam etwas Überirdisches. In den Augen stand plötzlich ein wahnsinniges Leuchten. Mir wurde klar, daß sie einfach…

Meine Gedanken rissen ab.

Plötzlich hörten wir von der Treppe her ein Poltern und einen keuchenden Schrei.

Keiner von uns hatte damit gerechnet. Beide wurden wir abgelenkt, und Rena drehte für einen Moment den Kopf nach rechts.

Da sprang ich sie an!

***

Suko sah den Schatten vor sich erscheinen und spürte erst Sekunden später, daß es die Wand war, gegen die er prallte. Er hatte sich während des Falls drehen können, so war er nicht die Treppe

hinabgesegelt, dafür schlug er sich die Stirn an.

Er wußte, daß der Blutsauger hinter ihm war und spürte schon die Krallen des Vampirs im Nacken.

Der Blutsauger wollte ihn wieder mit der Stirn gegen die Mauer stoßen, aber Suko war ungemein beweglich. Eine geschickte Drehung, ein angesetzter Beinhebel, und plötzlich fielen beide.

Suko befand sich in einer günstigeren Stellung. Er prallte auf den kalten Vampirkörper, der selbst auf die Kanten der Treppenstufen schlug, aber keine Schmerzen empfand.

Seine Hände waren abgerutscht. Er wollte unter Suko hinwegkriechen, aber der Inspektor war ungemein wendig, drehte sich noch und nagelte ihn auf der schrägen Treppe fest. Er preßte die Knie gegen die Brust des Blutsaugers und drückte den Handballen unter das Kinn der Bestie, so daß der Kopf über eine Kante hinweghing.

Der Vampir schrie wieder auf. Mit der unheiligen Kraft einer lebenden Leiche stemmte er sich hoch. Er widerstand Sukos Druck, brachte seinen Kopf wieder in die normale Lage, und Suko konnte bereits die widerliche, teigige Haut erkennen.

Der Vampir richtete sich auf, sein Gesicht schnellte dem Inspektor förmlich entgegen. Als der Vampir vor die Mündung der Beretta geriet, drückte Suko ab. Er besiegelte mit diesem Schuß das Ende des alten Blutsaugers…

***

Rena Peel war schnell und geschickt, das wußte ich. Vielleicht sogar besser als der Weltmeister im Dart-Spiel, aber diese winzige Ablenkung hatte sie wertvolle Zehntelsekunden gekostet.

Ich flog vor.

Wir prallten zusammen, und trotzdem gelang es ihr noch, den Pfeil zu schleudern. Er berührte, aber er verletzte mich nicht, denn er jagte durch mein Haar.

Rena brüllte vor Zorn. Sie kippte zurück, weil ich sie mit dem Kopf in der Körpermitte erwischt hatte. Im nächsten Augenblick stolperte sie über die Kante der Platte. Ich rechnete eigentlich damit, daß sie fallen würde, doch mit einer Reflexbewegung griff sie zu und bekam eine der Ketten zu fassen.

Mit ihr zusammen schwang sie zurück. Mein Schlag donnerte ins Leere. Dafür schwang sie wieder vor. Die Beine hatte sie angezogen.

Mit einer Hand hielt sie sich nur fest, die andere tastete zum Gürtel, um einen ihrer tödlichen Pfeile hervorzuholen.

Ich war schneller.

Mein Schlag schüttelte sie durch. Die Kette geriet in kreiselnde Bewegungen, und sie schaffte es auch nicht, sich länger mit einer Hand festzuhalten.

Kraftlos rutschte sie an der Kette nach unten, noch verzweifelt bemüht, sich halten zu können.

Der Treffer war einfach zu hart gewesen. Ich hörte sie ächzen, ihr Gesicht war in einer immensen Anstrengung verzogen, und wie in Trance suchte sie ihre Pfeile.

Ich riß das Killer-Girl von der Kette, hebelte ihren Arm herum, nahm sie in den Polizeigriff und zwang sie in die Knie. Als sie den Boden berührte, hatte ich bereits die Handschellen losgehakt und schmiedete sie um ihre Gelenke.

»Eins ist sicher, Rena Peel: Sie werden bis zu Ihrem Lebensende aus der Zelle nicht mehr herauskommen.«

»Sei verflucht, du Hund!« keuchte sie.

Ich ließ sie los. Rena fiel zu Boden, die Hände auf dem Rücken gefesselt. Sie starrte mich an.

Plötzlich heulte sie wie ein Schloßhund…

***

Ein Mann ging die Treppe hinab, so naß, als wäre er unter der Dusche hervorgesprungen. Nur hatte Suko seine Kleider anbehalten. Erklärungen brauchte er nicht zu geben, auch ich hörte das Rauschen des Regens und sah, wie lange Schleier in die viereckige Öffnung fielen und die Treppe näßten.

Mir kam es vor, als wäre der Regen dabei, all den Schrecken, den diese Mauern »erlebt« hatten, abzuwaschen.

Mein Freund sah Rena, nickte mir zu und sagte nur: »Gratuliere, daß du es geschafft hast, sie am Leben zu lassen.«

»Das war mir wichtig. Und der Vampir?«

Suko lächelte plötzlich. Ich hatte mich sowieso darüber gewundert, daß er die Hände zusammengelegt hatte. Jetzt öffnete er sie.

Staub rieselte als Fahne dem Boden entgegen. »Das ist zurückgeblieben«, sagte er, »und dazu ein paar Lumpen.«

»Gut gemacht.«

»Nicht ich, es war das Silber.«

Der Worte waren genug gewechselt. Rena würde uns bestimmt noch einiges zu erzählen haben. Ich bückte mich, zerrte sie hoch, und sie wurde wieder zu einer Furie, spuckte, trat, bis ich ihr auf meine besondere Art und Weise ins Gewissen redete.

Da wurde sie ruhiger.

Gemeinsam schleppten wir sie nach oben, hinein in den Regen und das Gewitter.

Suko schimpfte wieder, weil er naß wurde. Ich aber stülpte die Kapuze über den Kopf. »Du wolltest doch wissen, weshalb ich den Umhang angezogen habe. Jetzt siehst du es. Der schützt sogar gegen die Nässe von oben.«

»Hör auf!« sagte Suko und rannte vor, um als erster unseren Rover zu erreichen.

»Verdammt!« fluchte Rena, »Ich hätte euch gleich in London killen sollen, euch beide…«

»Sie kennen doch das Sprichwort: Was du heute kannst besorgen, das verschiebe nicht auf morgen.«

Dann zog ich sie hinein in den Regen und kümmerte mich nicht um die wilden Flüche der Mörderin…

ENDE